26287
28.6

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

26287.28.6

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828)

Anal.

Der Volksmund.

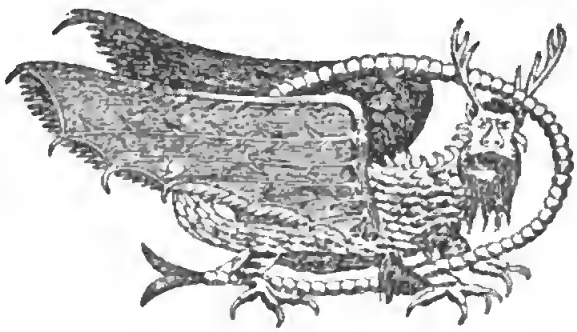
Alte und neue Beiträge zur Volksforschung
herausgegeben von
Dr. Friedrich S. Krauss.
Band V.

Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts.

Ausgewählt und bearbeitet
von
E. K. Blümml und Josef Latzenhofer.

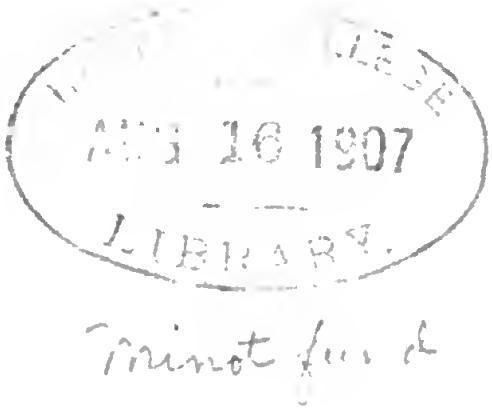
Zweiter Band.

Jakob Frey's Gartengesellschaft (1556).



Leipzig, 1906.
Deutsche Verlagsactiengesellschaft.

26287.28.6



Minot fund

Alle Rechte vorbehalten.

Dem Freunde

Dr. Friedrich S. Krauſs

zugeeignet.

Einleitung.

Unter den Schwanksammlern des 16. Jahrhunderts nimmt Jakob Frey durch die Frische seiner Darstellung, seine Lokalisationsgabe und seinen frischen Stil eine hervorragende Stelle ein.

Ueber sein Leben wissen wir wenig. Zur Zeit als er die Gartengesellschaft schrieb, war er Stadtschreiber zu Maursmünster im Elsaß. Geboren wurde er vor 1520 zu Straßburg und genoß wohl eine gelehrte Bildung, denn sonst hätte er die Stellung eines Notars nicht bekleiden können, doch ist uns darüber nichts bekannt. Seit Anfang 1545 ist er als Stadtschreiber zu Maursmünster tätig und unterhielt dort einen lebhaften Verkehr mit dem Burgheimer Stadtschreiber Georg Wickram, dessen Rollwagenbüchlein (1555) für ihn vorbildlich wurde und mit dem Amtmann zu Lohr, Reinbold von Klageneck, dem seine Gartengesellschaft gewidmet ist. 1562 starb er; seine letzte Eintragung im Ratsprotokoll rührt vom 29. April 1562 her.

Als Schriftsteller hat er sich mehrfach versucht. 1555 erschien von ihm eine Uebersetzung

eines lateiniſchen Proſadialogs des Humaniſten Maffeo Vegio (1406—1458), der die Veritas als redend auftreten läßt. Sie erzählt nämlich ihrem Freunde Philalethes, der zurückgezogen am Lande lebt, ihre Erfahrungen, die ſie mit Bürgern, Bauern, Fürſten und Adeligen machte und die durchaus übler Art waren. Dieſes Werk iſt Herrn Wolfgang von Seebach auf Heringen zugeeignet. 1556 erſchien die Gartengeſellſchaft und bald nach 1559, wie Bolte nachweiſt, ein nach einer unbekannten lateiniſchen Vorlage gearbeitetes Schauſpiel „vom armen Lazarus und dem reichen Mann", das zu den bisher bekannten lateiniſchen (Macropedius 1541; Auguſtinus Widenmann) und den deutſchen Spielen (Krüginger 1543; Funckelin 1550) in keinerlei Beziehung ſteht, aber in der Szene, wo die Teufel den reichen Mann vor Gottes Thron verklagen, durch das alte Spiel vom jüngſten Gericht beeinflußt iſt. In dieſelbe Zeit dürfte auch ſein bibliſches Drama „Abraham und Iſaak" fallen, eine bloße, ſonſt nicht zuſammenhängende Dramatiſierung von Geneſis 19—22. Auch hier übten ältere Dramatiſierungen (J. Greff, A. Lucas, H. Ziegler, P. Philicinus und Jac. Schöpper) keinen Einfluß aus.

Aus derſelben Zeit iſt auch ein Faſtnachtsſpiel erhalten, das von einem Krämer und zweien Mägden handelt, von denen eine ſchwanger, die andere faul war. Dem Geſchmacke der Zeit entſprechend iſt an Derbheiten kein Mangel. Charakteriſtiſch für Frey's Faſtnachtsſpiel, wenigſtens Hans Sachs gegenüber, iſt das Auftreten eines Vor- und Beſchlußredners.

Sein nächstes Werk, aus 1562, ist die Lebensbeschreibung von 43 edlen Männern des Altertums, etwa in der Art des Cornelius Nepos. Es ist sein letztes Werk und, da ohne Vorrede, vielleicht kurz vor seinem Tode entstanden.

Die Gartengesellschaft, deren Vorrede mit 11. November 1556 unterzeichnet ist, erschien 1557 zu Straßburg und wurde, soweit bis jetzt bekannt, bis 1612 sechzehnmal gedruckt. Sein Anreger ist Jörg Wickram, seine Schwänke sind jedoch nicht, wie er angibt, aus Pauli's „Schimpf und Ernst" und aus eigenen Erlebnissen geschöpft, sondern, wie nach den eingehenden Untersuchungen Karl Goedeke's und Johannes Bolte's nunmehr feststeht, aus den Sammlungen Heinrich Bebels (73 Nummern), Francesco Poggio's (24 Stücke), Johann Adelphus (14 Stücke) und Friedrich Dedekinds „Grobianus" (1 Stück) geschöpft. Die siebzehn übrigbleibenden Schwänke dürften aus mündlicher Ueberlieferung stammen.

Doch übersetzt Frey seine Vorlagen nicht wörtlich, sondern bearbeitet sie frei, lokalisiert sie, ergänzt sie durch verschiedene Züge, erfindet manches, das man nicht gerne missen würde. Besonders gerne überträgt er alles in allemanisches Gewand, ändert oft ab, ja kombiniert sogar zwei verschiedene Berichte miteinander.

Pauli's „Schimpf und Ernst" hat er, wie Bolte beweist, direkt nicht benützt, sondern das, was etwa gleichlautend ist, aus den lateinischen Facetiensammlungen übernommen.

Seine Absicht ist und bleibt, durch sein Büchlein, dessen Titel darauf hindeutet, daß es

bei geſelligen Gartenzuſammenkünften zum Vortrage gelangen ſoll, anregend und unterhaltend zu wirken, daher ſein leichter, fließender Stil, zu dem ſich natürlicher Humor und ein oft allzu derber Stich ins Frivole und Pikante geſellt, ſo daß ſein Buch eigentlich nicht recht für zarte Frauenhände paßte. Hauptſächlich ſind es die Bauern und die katholiſchen Geiſtlichen, denen in ſeinem Büchlein übel mitgeſpielt wird, erſtere glänzen durch ihre Dummheit, letztere durch ihre Gier und Habſucht, doch iſt damit nicht geſagt, daß Frey, obwohl er Proteſtant war, die katholiſche Kirche verſpotten wollte, denn er ſelbſt zeigt eine gewiſſe Gleichgültigkeit kirchlichen Einrichtungen gegenüber.

Frey drang raſch ein und wurde raſch beliebt, ſo daß Martin Montanus bald einen zweiten Teil der Gartengeſellſchaft ſchreibt. Cyriacus Spangenberg (1570), Georg Nigrinus (1571) und Johann Fickler (1581) zetern dagegen, Fiſchart (1575) erwähnt ſie lobend, während ſie Theobald Hoeck (1601) und Lazarus Sandrub (1618) von einem höheren Standpunkte aus ſchmähen, denen dann Burchart Gensſchedel (1619), Konrad Danhauer (1642) und Moſcheroſch (1642) folgen. Benützt wurde Frey in den Sammlungen Schumanns (1559), Bernhard Hertzogs (1560), Feyerabends (1583), Weidners (1655) und im Schildbürgerbuch (1597). Dietrich Mahrold reimte 1608 achtundzwanzig Geſchichten daraus. 1568 wurde ein Teil durch Hulsbuſch ins lateiniſche und 1592 durch einen Unbekannten ins Niederdeutſche übertragen.

Lange Zeit war dann Frey vergeſſen, bis ihn Karl Goedeke (1879) und endlich Johannes Bolte (1896) zu friſchem, fröhlichem Leben, wenigſtens in Gelehrtenkreiſen weckten. Unſere Ueberſetzung will ſeine beſſeren Schwänke dem großen Publikum wieder zugänglich machen und ſo das, wenn auch beſcheidene Verdienſt in Anſpruch nehmen, ihn verneuhochdeutſcht zu haben. Seine Auferſtehung möge eine fröhliche ſein!

Wien, 21. Februar 1906. E. K. B.

1.

Von einem närrischen Bauernsohne.

Im Geblinger Tale wohnte eine reiche Witwe, deren Sohn einen beschränkten Verstand hatte und überdies als der größte Narr unter allen Bewohnern der Gegend galt. Eines Tages sah der Dummkopf zu Saarbrücken die Tochter eines sehr geachteten Mannes, ein schönes, wohlgestaltetes und verständiges Mädchen und verliebte sich in sie. Er bat seine Mutter, sie zu seiner Frau machen zu dürfen, drohte ihr aber auch zugleich, im Falle sie es nicht erlauben würde, alle Oefen und Fenster einzuschlagen und die Stiegen im Hause abzubrechen. Die Mutter, die ihres Sohnes Narrheiten kannte, fürchtete hingegen, daß, wenn sie ihn um die Jungfrau werben lasse und ihm ein reiches Heiratgut gebe, der ungeschickte Esel auch fernerhin zu nichts brauchbar sei. Da nun aber die Eltern des Mädchens ihrer Armut halber, obwohl sie von adeligem Geschlechte waren,

die Tochter ihrem Stande gemäß nicht zu versorgen vermochten, so konnte die Werbung um so leichter vonstatten gehen.

Indes fürchtete die Mutter noch immer, daß das Mädchen ihren Sohn, der nun einmal ein großer Tölpel war, verschmähen würde, weshalb sie sich bemühte, ihm allerhand Lehren über sein Benehmen zu geben, durch das er sich die Braut geneigt machen könnte. Als darauf der Klotz zum erstenmale mit dem Mädchen gesprochen, schenkte es ihm ein Paar hübsche Handschuhe aus Corduanleder, die er anzog. Er begab sich hierauf nach Hause und geriet dabei unglücklicherweise in einen Regen, der ihn aber durchaus nicht bewegen konnte, die Handschuhe auszuziehen, denn es war ihm gleichgiltig, ob sie naß wurden oder nicht. Da glitt er noch dazu auf einem Steg, den er überschreiten wollte, aus und fiel derart ins Wasser und in den Kot, daß er, wie ein Mohr, beschmutzt wieder herauskam. Klagend ging er heim, die Kleider besudelt, die Handschuhe zerfetzt und erzählte es der Mutter. Sie schalt ihn indessen aus und meinte, er hätte die Handschuhe in sein Sacktuch wickeln und in den Latz tun sollen.

Nicht lange danach suchte der Narr die Jungfrau wieder auf. Sie fragte ihn natürlich gleich nach den Handschuhen und er sagte ihr, wie es ihm damit ergangen war. Sie lachte, als sie dieses Stück seiner Weisheit erfuhr und schenkte ihm zum Abschiede einen Habicht. Er nahm ihn, ging seinem Dorfe zu, erinnerte sich aber unterdessen an die Rede seiner Mutter und tat, wie sie ihm befohlen hatte. Er erwürgte

das Tier, wickelte es in sein Sacktuch, schob das Ganze in seinen Busen und zog es dann zu Hause wieder hervor, um den hübschen Vogel der Mutter zu zeigen. Sie lachte ihn jedoch wieder aus und sagte, er hätte den Habicht auf der Hand tragen sollen.

Nach einiger Zeit begab sich Jockel zum drittenmale zu seiner Braut. Sie fragte ihn, ob er das Geschenk noch besitze. Sie kam jedoch zur Ansicht, daß er bereits ein vollkommener Narr sei, dem nichts Schönes gebühre, als sie von ihm hörte, was er mit dem Habicht getan. Sie schenkte ihm daher diesmal eine Egge, die er verwenden sollte, sobald er gesät habe. Die Worte der Mutter waren ihm hingegen so zu Herzen gegangen, daß er die Egge nahm und auf seinen Händen bis in sein Dorf trug. Als ihn die Mutter erblickte, ward sie abermals zornig und belehrte ihn, das Ding ein anderesmal an ein Pferd zu binden und heimzuschleifen.

Nun sah die Braut, daß alle Mühe an ihm verloren war, denn es war weder Vernunft noch Verstand oder gutes Benehmen in ihm. Sie wußte kaum, wie sie von dem Narren loskommen konnte und gab ihm zuletzt ein großes Stück Speck, das sie ihm in die Brusttasche schob. Als er nachhause ging, kam ihm jedoch Furcht an, den Speck aus dem Brustlatz zu verlieren. Damit dies nicht geschehe, nahm er das Stück Speck heraus und band es, in Erinnerung an den Rat seiner Mutter, an den Schwanz des Pferdes, setzte sich auf und ritt fort. Da liefen bald die Hunde hinter ihm her, rissen den Speck vom

Schwanz des Pferdes und fraßen ihn. Als er nach Hause kam, war der Speck verschwunden.

Jetzt erst erkannte die Mutter ihres Sohnes Weisheit und fürchtete daher auch mit Recht um die Heirat mit dem Mädchen, zu dessen Eltern sie sich sogleich begab, um den Tag der Verlobung mit ihrem Sohn zu erfahren. Bevor sie aber wegging, befahl sie ihm ernstlich, die Wirtschaft gut zu führen und nicht viel Lärm zu machen, damit die Gans, die brüte, nicht erschreckt werde.

Kaum ist die Mutter aus dem Hause, als sich der gescheite Sohn auch schon in den Keller begibt, um zu trinken. Er nimmt natürlich soviel Wein zu sich, daß er den Zapfen zum Fasse verliert und aller Wein, während er ihn sucht, ausfließt. Der gute Bursche nimmt schnell einen Sack mit Mehl und schüttet es in den Wein, damit die Mutter nichts sehe, wenn sie zurück kommt. Darauf läuft er ins Haus, schimpft und gebärdet sich wie wild. Die Gans, die in einem Winkel sitzt und über den Eiern brütet, erschrickt und schreit: „gaga, gaga!“ Der Narr glaubt, die Gans habe geschrien: „ich will's sagen!“ Aus Furcht, sie werde alles schwatzen, was er im Keller gemacht hat, nimmt er die Gans und schlägt ihr den Kopf ab. Nun glaubt er in seiner Angst, daß es ihm nicht gut ergehen wird, wenn die Eier verdürben, weshalb er sich daranmacht, sie selbst auszubrüten. Da dies indessen nur möglich ist, wenn er, wie eine Gans mit Federn bedeckt ist, so bedenkt er sich nicht lange, zieht sich nackt aus, beschmiert sich den Leib mit Honig, den die Mutter neulich bereitet hatte, und schüttet ein Bett aus, in dessen Federn er

ſich derart herumwälzt, daß er bald wie eine wirkliche Vogelſcheuche ausſieht. Hierauf ſetzt er ſich auf die Eier und verhält ſich ganz ſtill, um die jungen Gänſe nicht zu erſchrecken.

Während alſo Hans Wurſt ſo brütet, kommt die Mutter und klopft an die Türe. Klaus ſitzt über den Eiern und will keine Antwort geben. Sie klopft noch mehr; da ſchreit er: gaga! gaga! meinend, daß er, weil er junge Gänſe (oder Narren) ausbrütet, auch keine andere Sprache könne. Zuletzt droht ihm die Mutter ſo ſehr, daß er endlich aus dem Neſt kriecht und ihr aufmacht. Als ſie ihn ſieht, glaubt ſie, es wäre der lebendige Teufel und fragt, was das alles zu bedeuten habe, worauf er ihr erzählt, was ſich ereignet hatte.

Der Mutter wurde jetzt angſt um den Verſtand ihres Sohnes und ſie begann an der Verbindung mit des Edelmanns Tochter, die ihr bald nachfolgen ſollte, zu zweifeln. Dennoch verſprach ſie ihm alles zu verzeihen, wenn er ſich nur jetzt gut aufführe und die Braut, ſobald ſie käme, freundlich empfange und fröhlich die Augen auf ſie werfe.

Der Narr ſagte es zu, wuſch ſich die Federn vom Leibe und zog ſich wieder an, ging dann in den Stall und ſtach allen Schafen die Augen aus, die er in ſeinem Rock verſteckte. Als nun die Braut kam, ging er ihr entgegen und warf ihr die Augen, ſoviel er nur hatte, ins Geſicht, glaubend, daß man den Befehl: „Die Augen auf jemand zu werfen“, ſo ausführen müſſe. Die Jungfrau, die nicht wenig erſchrak, als ſie ihr Bräutigam ſo bewarf und beſchmutzte, ſchämte

ſich der Grobheit des Dummkopfes, der aller guten Dinge bar war, kehrte traurig in ihre Heimat zurück und ſagte ihm ab.

So blieb er denn ein Narr nach wie vor und brütet vielleicht auch noch heute ſeine Gänſe aus. Ich fürchte aber, falls ſie ausſchlüpfen ſollten, daß es wohl lauter junge Narren ſein dürften; davor uns aber Gott behüten möge!

2.

Der Türke in der Christenkirche.

Der türkische Kaiser Amurates hatte einmal einen Pascha nach Italien gesandt, um den christlichen Glauben und dessen Zeremonien kennen zu lernen und zu erforschen. Zufällig war es an einem der hohen Festtage, an denen bekanntlich ein gar feierliches Hochamt gehalten wird, als er in Pisa die Pfarrkirche betrat, um sich die Andacht der Christen und ihren Gottesdienst anzusehen. Während der Pfarrer, der ein Mönch war, in seiner priesterlichen Kleidung die heilige Messe las und alle Andächtigen mit den Pfarrkindern ohne Unterschied des Alters zum Opfer gingen, trat der Pascha, von seiner Neugierde getrieben, alles zu wissen und zu erfahren, ebenfalls mit seinen Türken und Dienern in die Kirche und konnte nun genau sehen, was am Altar geschah. Nachdem er so manches, das er erforschen sollte, gesehen und betrachtet hatte, kehrte er wieder in die Türkei zurück.

Dort von seinem Kaiser oder Sultan befragt, wie es um den christlichen Glauben beschaffen

ſei und was er alles bei den Chriſten geſehen habe, gab der Paſcha zur Antwort: „Ich ging in ihre Kirche zu Piſa und ſah einen beſchorenen Narren, der, in Sammt und Seide gekleidet, vor einem Steinhaufen ſtand, worüber Tücher gebreitet waren. Er murmelte vor ſich hin und ſtritt mit ſich ſelbſt, obwohl ihm niemand etwas tat. Nachdem er auf dieſe Art lange mit ſich gehadert, kehrte er ſich um und rief die Leute, die alle, ſoviele auch ihrer in der Kirche waren, gleich hinliefen und ihm Geld brachten. Darauf reichte er jedem, der ihm ein Geldſtück gegeben, einen Lumpen, den er um den Arm gebunden trug, zum küſſen hin, wobei er indeſſen immer brummte und keinem ein gutes Wort ſagte. Ich ging auch hinzu, gab ihm einen Dukaten und küßte den Tuchlappen, aber nur, um recht viel von dieſer Narrheit zu ſehen. Zuletzt, als er einen Stab aus dem Waſſer gezogen und damit um ſich geſchlagen, lief jedermann aus der Kirche und ließ ihn allein. Ich ging ebenfalls hinaus und habe mich ſogleich hieher verfügt, weil ich nun von dieſer Religion genug erfahren habe und kenne. Denn ich fürchte wohl, wenn ich ein Chriſt und dies, was ich geſehen, ein Teil meines Glaubens wäre, daß ich nicht genug Geld beſitzen würde, um es dem geſchorenen Narren zutragen und ihn damit befriedigen zu können“.

Der türkiſche Kaiſer aber antwortete ihm: „Du meinſt alſo einen Narren mit geſchorenem Kopfe geſehen zu haben, der ruhig den Leuten das Geld abnahm und ihnen dafür einen Lumpen zu küſſen gab? Ich ſage dir aber, daß du keinen Narren, ſondern den Allergeſcheiteſten vor dir

gehabt haſt, der ſogar vernünftiger war als du ſelbſt, denn wie du ſagſt, hat er dich ja auch um dein Geld gebracht. Ich geſtehe dir, es iſt ſehr weiſe, wenn ſich jemand zuweilen zum Narren machen läßt, damit er den anderen das Geld, ob ſie jetzt welches haben oder nicht, mit Geſchicklichkeit abnehmen kann. Du biſt aber dennoch ein größerer Narr als er, weil dir ſein Gebaren nicht gefallen hat und du auch nicht wußteſt, warum er es tat, dich aber nichtsdeſtoweniger um dein Geld haſt betrügen laſſen".

3.

Wie ein Schulmeiſter das Agnus dei auslegt.

Im Sprengel von Erfurt war ein unwiſſender Schulmeiſter, den einmal die Schulaufſeher befragten, wie er den Schülern das Agnus dei auslege. Er ſagte: „Agnus dei — O ihr lieben Herren! Qui tollis — die ihr hinnehmt und aufhebt. Peccata mundi — Das Geld der Welt. Miserere nobis — Ach, gebt uns auch einen Teil davon!“

Man befragte den guten Mann weiter, wie er den Vers in den Pſalmen verſtünde: „Sacerdotes tui induantur iustitia et sancti tui exultent“. Der Schulmeiſter erwiderte, er hätte dies in den Bogengängen des Erfurter Domes ſo auslegen gelernt, nämlich: „Sacerdotes tui — Deine Gelehrten und Prieſter. Induantur iustitia — Sollen gute dicke Pelzröcke anziehen. Et sancti tui exultent — Und hernach mit den Kreuzen herumziehen und mit ihren Mägden fröhlich tanzen“.

Die Schulaufſeher ſchwiegen nun und fragten ihn nicht mehr, denn er hatte auch ihnen ihren Teil in betreff ihrer Mägde geſagt.

4.

Von einem sterbenden Bauern.

Bei Aarau in der Schweiz saß auf einem Meierhofe ein Bauer, namens Klaus Bertschy der ein sonderbarer Spötter war. Eines Tages wurde er krank und so schwach, daß jedermann meinte, er werde sterben. Seiner Frau, die ihn fragte, ob er nicht einen Priester haben wolle, damit er beichte und sich mit dem Herrn aussöhne[1]), antwortete er barsch: „Ich bin mit niemand uneins; mit wem will man mich dann versöhnen? Lieber wollte ich, daß der Pfaffe an meiner statt hier läge; ich würde ihm dann ganz gewiß früher, als er es mir tut, die Beichte abnehmen". Trotzdem ließ er ihn holen.

Der Pfarrer kam und sprach ihn an: „Guten Tag, Klaus". Klaus erwiderte: „Ihr habt einen guten Tag, ich aber einen bösen". Der Pfarrer

[1]) Im Original heißt es ‚verrichten', was gleichzeitig ‚versöhnen' und ‚versehen' (mit dem Sakramente der letzten Oelung) bedeutet. Das Wortspiel ist daher in unserer Schriftsprache nicht mehr gut wiederzugeben.

fuhr fort: „Klaus, deine Krankheit tut mir leid“. „Mir schafft sie noch mehr Leid“, entgegnete der Bauer, „denn ich habe sie auf dem Leibe sitzen“. Der Pfarrer sprach: „Wo hast du zu klagen?“ — „Hier im Bette“, meinte Klaus. — „Wo tut es dir weh?“ fragte wieder der Pfarrer. — „Hier in meiner Stube, zwischen den Wänden“. — „Ich sehe wohl, du bist nicht kräftig“, begann der Priester neuerdings. „Ja“, sagte der Kranke, „wäre ich stark, so würde ich mit euch ringen und ich glaube, ich würde euch unterkriegen“. — „Wohlan“, sprach der erstere wieder, „willst du dich zu Gott bekehren, so mußt du anders handeln“. — „Wo ist er?“ fragte Klaus. Der Pfarrer antwortete: „Ich habe ihn mit mir hergetragen“. — „O“, rief der im Bette liegende jetzt, „wenn er so schwach ist, daß man ihn tragen muß, so ist er wohl noch mehr krank als ich! Zwei Kranke helfen selten einander. Geht mit ihm fort, denn ich will solange nichts mit ihm zu schaffen haben, als bis entweder er oder ich wieder stark sein werden“. Der Pfarrer, der gehänselt ward, mußte also wieder gehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Nichtsdestoweniger war aber der Bauer trotz seines Spottes und unnützen Geschwätzes so schwach und kindisch geworden, daß sich bereits jedermann auf seinen nahen Tod gefaßt machte. Da fragte ihn seine Frau wieder: „Klaus, sollen wir die Kerze anzünden?“ — „Nein“, erwiderte er, „es ist ohnehin hell, ich sehe genug.“ Als er aber noch schwächer wurde, sagte er zu ihnen: „Nun, so zündet denn die Kerze an, es muß doch immer zuletzt einen Sankt Veitstanz geben“.

Die Kerze wurde angezündet und dem Sterbenden in die Hand gegeben.

Nicht lange danach kam sein Nachbar Vinzenz. Als dieser sieht, daß Klaus so schwach ist, spricht er zur Frau: „Er zieht schon, Gott helfe ihm!“ Das hört Klaus, so schwach er auch ist, und meinte: „Gott sollte es doch leid tun, mir als den Schwächsten, der ich vier gute, starke, tüchtige Pferde im Stalle habe, von denen jedes besser zieht als ich, die größte Bürde aufzuladen und mich allein ziehen zu lassen. Aber ich werde wohl noch am Riemzeug ersticken“.[1])

Das geschah, denn er starb gleich.

[1]) Er denkt sich als Pferd, das an einem Wagen ziehen muß.

5.

Der durſtige Nußbaum.

Zur Zeit, als die Bauern, namentlich im Gebirge, noch fromm, ſchlicht und einfältig waren, ſtand außerhalb eines Dorfes, das Garburg hieß, am Ufer eines Gewäſſers ein großer Nußbaum, dem ein mächtiger Aſt über das Waſſer hing und ſich beinahe bis zur Oberfläche hinabſenkte. Als man darüber mancherlei gemutmaßt hatte, ſagte ſchließlich der Verwalter, daß ſie alle närriſche Leute wären, da ſie doch ſehen müſſen, daß der Baum an einem Rain und auf dürrem Boden ſtünde und ſich daher gegen das Waſſer neige, um zu trinken. Auch glaube er, daß jener Aſt nichts anderes als der Schnabel des Baumes ſei. Daraufhin wurden denn die Bauern einig, am Gipfel ein großes Seil zu befeſtigen und den Baum mit Gewalt herunterzuziehen, um ihn, wie ſie glaubten, trinken zu laſſen.

Als ſie ihn nun faſt bis zum Waſſer hinabgebogen hatten, befahlen ſie einen Mann auf den Baum zu ſteigen und den Wipfel vollends in das Waſſer zu tauchen. Kaum war aber

dieſer hinaufgeſtiegen und hatte die Spitzen der Zweige ins Waſſer gebracht, ſo riß den Bauern das Seil, worauf der Baum wieder zurückſchnellte und ein ſtarker Aſt dem oben Befindlichen dabei den Kopf abſchlug, der in ein dichtes Gebüſch geſchleudert wurde. Gleich darauf fiel natürlich auch der Mann, dem der Kopf fehlte, vom Baume herab.

Die Bauern waren nicht wenig erſchrocken, als ſie ſahen, daß der Mann ohne Kopf war, berieten ſich lange und hielten Umfrage, ob er auch wirklich einen Kopf gehabt habe, als er auf den Baum hinaufſtieg; keiner aber konnte es genau ſagen. Der Verwalter ſeinerſeits meinte mit Beſtimmtheit, daß er keinen Kopf gehabt habe, als er mit ihnen herausgegangen war; außerdem habe er ihn ſelbſt dreimal gerufen, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Doch habe er darauf wenig geachtet und geglaubt, von dem Manne nicht gehört worden zu ſein. Da man alſo noch nicht recht im Klaren war, ſo wurde endlich beſchloſſen, jemanden nach ſeiner Frau zu ſchicken und ſie fragen zu laſſen, ob ihr Mann an dieſem Morgen, als er aufſtand und mit ihnen hinausging, ſeinen Kopf noch hatte oder nicht.

Noch bis heute kann aber niemand im ganzen Dorfe eigentlich ſagen, ob der Mann den Kopf daheim gelaſſen oder mit ſich hinaus getragen habe.

6.

Der ängſtliche Flurwächter.

Zu Dummerſtadt hatten die Bauern ein überaus ſchönes Feld mit Weizen bebaut. Kurz vor der Ernte waren aber etwa ein Dutzend Pferde hineingeraten und taten ſich an der reifen Frucht gütlich. Als ſie bald darauf der Flurwächter erblickte, war er jedoch im Zweifel, ob er ſie heraustreiben ſolle oder nicht, denn er fürchtete, den ſchönen Weizen zu zertreten und Schaden zu tun. Er ging deshalb ins Dorf zurück und zeigte es dem Bürgermeiſter und der Gemeinde an, die indeſſen auch nicht wußten, was man machen ſolle, damit nichts verdorben werde und die Pferde dennoch aus dem Weizen getrieben werden könnten. Nachdem ſie wohl an ſechs Stunden lang hin und her geredet und beraten hatten, während die Pferde am Weizen ruhig weiter fraßen, beſchloßen ſie endlich, den Feldwächter von vieren ihrer Leute auf einem Traggerüſte und mit einer langen Peitſche verſehen, zu den Pferden im Weizen hinzutragen. Er ſollte auf dieſe Art die Pferde vertreiben,

ohne ſelbſt irgend welchen Schaden anzurichten. Und ſo geſchah es auch.

Dem Weizen iſt ſomit durch die lange Beratung und durch die vier Männer, welche den Flurwächter darin umhergetragen haben, kein Schaden zugefügt worden, aber der Feldwächter würde ihn ohne Zweifel verwüſtet haben, wenn er die Pferde allein herausgetrieben hätte.

7.

Die kurze Faſtenzeit.

Im Dorfe Oron, das zwiſchen Genf und Lauſanne liegt, hatten die Bauern einen Pfarrer, der weniger als ſeine Pfarrkinder wußte, ja vielleicht noch weniger als der deutſche Michel. Weil er ſich weder um Tag noch Jahr kümmerte, ſo verkündete er auch den Bauern weder Faſtnacht, Faſten, Oſtern oder andere Feſttage und heilige Zeiten des Jahres. Als er aber einmal — es war zufälligerweiſe der Tag vor dem Palmſonntag — nach Lauſanne auf den Markt ging, erblickte er etliche Leute, die Palmen und Palmkätzchen zum Verkaufe feil hielten und fragte ſie, was das zu bedeuten habe. Jetzt erſt, nachdem man ihm geſagt hatte, daß morgen der Palmſonntag gefeiert werde, fiel ihm ein, daß er ſeinen Bauern noch keine Faſten verkündet habe. Er kaufte ſich ebenfalls einige Palmen und kehrte in ſein Dorf zurück.

Am folgenden Tage ließ er die Leute in die Kirche zuſammenläuten und ſagte zu ihnen: „Liebe Kinder Chriſti! Es iſt mir die Botſchaft zugekommen, daß heute Palmſonntag iſt, an dem man Gott mit Palmen und Oelzweigen nach altem Gebrauche zu ehren pflegt. Und da nun am nächſten Sonntag der Oſtertag iſt, ſo richte ſich jeder und verſehe ſeine Küche reichlich mit Oſterfladen und gebratenen jungen Lämmern, damit auch ich als euer Pfarrer meinen Teil davon erhalte. Dieſe Woche ſollt ihr dagegen beichten und Buße tun, denn wir haben in dieſem Jahre keine Faſten mehr, wie ihr euch ſelbſt denken könnt. Seine päpſtliche Heiligkeit hat mir nämlich geſchrieben, es ſei die Faſtnacht in dieſem Jahre ſo gemächlich und langſam von Rom aus weggezogen, daß ſie infolge der großen Kälte, des vielen Schnees und Eiſes über den Sankt Gotthard und Sankt Bernhard, ſowie über den Genferſee nicht ſchnell genug gelangen konnte. Deshalb ſind auch die Faſten ſo ſpät gekommen, ſo daß ſie nur mehr die Charwoche und ſonſt keine Faſtenwoche mitbringen. Sie klagen nämlich, die übrigen fünf Wochen, die Invocavit, Reminiscere, Oculi, Letare und Judica, auf dem Sankt Gotthard und Sankt Bernhard zum Teil im Schnee erfroren zurückgelaſſen, zum andern Teil hingegen vor Schwäche auf den Wegen von Genf her allmählich verloren zu haben, weshalb es ſich dieſe letzte Woche der großen Müdigkeit wegen bei euch um ſo bequemer machen wird. Beichtet darum und werdet fromme Kinder Gottes, ſolange ſie bei uns iſt. Sollte ſie aber, wenn ſie vergangen iſt, ſich länger bei uns auf-

halten und nicht gehen wollen, ſo wird ihr der Kaſtelan oder Schultheiß beim Banne des Papſtes gebieten, ſich nach Freiburg ins Uechtland zurückzuziehen. Würde ſie ſich dennoch nicht entfernen, ſo müßte man ſie ergreifen und am Leibe beſtrafen. Ich will euch dann als meine Pfarrkinder von der Sünde losſprechen. Allein vergeſſet die Oſterlämmer und den Fladen nicht!“

8.

Ein Koch will ein Eſel werden.

Galeazzo Maria, der große Herzog von Mailand, hielt ſtets großen Hof und war ein milder Fürſt, ſobald er um etwas gebeten wurde. Einſtmals kamen eines Abends viele fremde Herren, als eben der Herzog eſſen wollte und baten ihn um Lehen oder ſonſtige Herrlichkeiten. Galeazzo hätte wohl gerne zu Abend gegeſſen und ihnen am nächſten Morgen Antwort gegeben, aber ſie wollten ſich darauf nicht verſtehen, ſondern hingen ihm ſolange an, bis er ihnen, wollte er endlich Ruhe haben, alle ihre Bitten gewährte.

Da trat jedoch des Herzogs Mundſchenk hervor und fragte ſie, ob ſie Menſchen oder Eſel wären und ob ſie nicht wüßten, zu welcher Zeit des Morgens oder Abends, man ſolch einen mächtigen Herrn anzuſprechen habe. Es verwundere ihn ſehr, daß ſie der Herzog ſo gnädig anhöre und ſie bei ihm, trotz dieſer Beläſtigung beim Eſſen, ſo viel auswirkten. Galeazzo erwiderte ſeinem Koch: „Du glaubſt alſo, daß ſie nicht das Recht hatten, mich um etwas zu

bitten? Warum bitteſt du nicht auch einmal um etwas? Du bitteſt weder am Morgen noch am Abend". — „Ja", ſprach der Koch, „es iſt mir eben ſchon genug, einen ſo gnädigen Fürſten und Herrn zu haben. Wenn ich mir aber etwas erbitten dürfte, ſo würde ich nichts anderes begehren, als daß mich Eure fürſtliche Gnaden zu einem Eſel machen."

Der Herzog war nicht wenig verwundert über dieſe Rede ſeines Mundſchenkes, der lieber ein Eſel als ein Menſch ſein wollte und er fragte ihn daher, wie er das meinte. „Ich ſehe", erklärte der Diener, „daß ihr allen, die Eure fürſtliche Gnaden ſo hoch erheben, Ehren, Würden, Aemter und große Herrſchaften verleiht und daß ſie zu ſtolzen und hoffärtigen Eſeln geworden ſind, die keine Rückſicht nehmen, ja, Eure fürſtliche Hoheit, Tag und Nacht mit ihren Forderungen beläſtigen, wie es ja jetzt eben geſchehen iſt und ſicherlich auch ſpäter hin geſchehen wird. Wären ſie nicht Eſel, ſo würden ſie Eure fürſtliche Gnaden unbehelligt Nachtmahl eſſen laſſen und Ruhe gönnen. Deshalb begehre ich auch ein Eſel zu werden, damit ich ebenfalls ein ſo großer Herr werde, mit gleich wenig Vernunft und Weisheit begabt, wie dieſe hier."

9.

Die Antwort eines Reiteroberſten.

Matthias, der König von Ungarn, der viele Kriege gegen die Türken und Oeſterreicher führte, hatte einen Reiteroberſten mit Namen Jacobitzgi, der, ſelbſt ein äußerſt grauſamer Mann, viele Reiter befehligte, die vieles Unheil durch Raub, Plünderung und Verwüſtung anrichteten. Nichts blieb von ihnen verſchont. Zu dieſem Jacobitzgi kam einmal ein Mann, der ſich beklagte, daß ihn des Oberſten Reiter beraubt, ihm ſeine Kleider, ſein Geld, kurz alles, was er bei ſich gehabt, genommen und nichts anderes gelaſſen hätten, als den Rock, den er noch anhabe. — Dieſer Rock war aber vom feinſten ungariſchen Tuch.

Jacobitzgi hörte die Klage ruhig an, beſah ſich den wunderſchönen Rock und fragte erſtaunt, ob er dieſen Rock auch angehabt habe, als er ſeines Eigentumes beraubt wurde. „Ja“, meinte der gute Mann, „ſie haben mir nur dieſen Rock gelaſſen“. — „Oho, Geſelle“, rief der Reiteroberſt, „packe dich ſofort weg und klage weiter nicht! Du tuſt meinen Reitern Unrecht! Die

dich beraubt haben, waren ſicherlich nicht die meinen, denn ich habe ſie ſo abgerichtet, daß ſie dir weder das Beinkleid noch das Hemd am Leibe gelaſſen hätten; zuerſt aber wäre dir gewiß dieſer Rock ausgezogen worden. Darum rate ich dir nochmals, beklage dich nicht, wenn du nicht auch noch dieſen ſchönen Rock aus beſtem ungariſchen Tuch und was dir ſonſt übrig geblieben iſt, verlieren willſt".

Darauf entfernte ſich ſchnell der Mann, der beinahe durch ſeine Klage noch um ſeinen letzten Rock gekommen wäre.

10.

Ein Bauer gibt einem andern einen guten Rat.

Rüde Vogelneſt, ein Bauer im Dorfe Entlebuch in der Schweiz, ſtieg einmal auf einen hohen Tannenbaum, um ſich daran etwas für ſeinen Speicher zu beſehen, verfehlte aber nahe am Gipfel einen Tritt und fiel ſo unglücklich vom Baume, daß er ſich etliche Rippen zerbrach und ſonſt noch andere Verletzungen erlitt. Während er nun ſo am Boden lag und jammerte, kam ſein Nachbar, der Heini Klöpfgeißel, herbeigelaufen, bedauerte ihn ſehr und gab ſeinem Mitgefühl in einer lebhaften Klage über dieſes Unglück Ausdruck. Wenn er ihm folgen wolle, ſagte er ſchließlich, ſo gebe er ihm einen Rat und wenn er dieſen befolge, ſo falle er ſein Leben lang von keinem Baume mehr herab. „Ich hätte es mir gefallen laſſen, wenn du mir einen Rat gegeben hätteſt, bevor ich herabfiel, denn jetzt nützt er mir wahrlich nichts mehr. Doch kannſt du mir immerhin deinen Rat ſagen, vielleicht mag er für künftige Tage nicht ohne Wert ſein".

Darauf ſprach Heini Klöpfgeißel: „In Zukunft mußt du es einfach ſo machen: ſchau und trachte immer nur, daß du, wenn du vom Baume herabſteigſt, nicht ſchneller oder behender biſt, als wenn du hinaufkletterſt; mit der Gemächlichkeit, mit welcher du hinaufſteigſt, begib dich alſo wieder herab! Mit dieſer Kunſt wirſt du ohne Zweifel dein Lebtag von keinem Baume mehr herunterfallen!“ Sagte es und ging befriedigt von dannen, mit dem Bewußtſein, ſeinem Nachbarn einen wirklich guten Rat erteilt zu haben.

11.

Von einem Manne, der Frauenarbeit leiſten wollte.

Am Stockweiher lagen zwei Gehöfte nebeneinander. In dem einen ſaß ein Bauer, der mit ſeinem Weibe in ſtetem Unfrieden lebte. Die Beiden konnten ſich wegen der Führung ihres Haushaltes nicht einigen, ſondern ſtritten und rauften fortwährend, mit einem Worte, ſie führten eine abſonderliche Wirtſchaft.

Einmal dachte nun der Bauer, der Lorenz hieß, während ſich ſeine Frau Adelheid nannte, darüber nach, was denn zu tun ſei, damit das viele Zanken, Hadern, Balgen und Streiten zwiſchen ihnen endlich aufhöre. Er machte ſeiner Frau den Vorſchlag, an ſeine Stelle als Mann zu treten, wogegen er die Frauenarbeit verrichten werde; ſie ſollte in die Aecker und Wieſen fahren, dreſchen, ſäen und andere Arbeiten des Mannes tun, hingegen er daheim haushalten, das Kind warten, den Hühnern, Gänſen, Enten, Schweinen, ſowie dem Füllen im Stalle das Futter geben,

kochen, fegen usw. Dadurch würde ein jedes von ihnen die Verrichtungen des anderen genau kennen lernen und nur Nutzen darausziehen.

Das Anerbieten gefiel der Frau sehr, schon aus dem Grunde, weil die Frauen ihrer Natur nach bekanntlich sehr begierig sind, die Zügel zu ergreifen und das Hausregiment zu führen. Sie ging auch sofort in den Stall, richtete die Pferde und den Pflug für die Feldarbeit her und befahl dem Manne, der jetzt die Frau war, ihr zu Mittag das Essen zu bringen, das Kind sorgsam zu betreuen, damit es nicht aus der Wiege falle und gut zu kochen. „Ich werde gewiß alles so tun, daß es recht sein wird", antwortete der Mann und begann sofort sein Werk, lief geschäftig herum, räumte auf, kehrte das Haus und sang dabei so niedlich und zart wie ein Weib, damit man draußen auf der Straße glaube, daß hier ein Weib im Hause sei.

Er nimmt es mit allen Dingen gründlich und verschüttet gleich einen großen Topf mit Milch, daraus er Butter und dem Kinde einen Brei hätte machen sollen. Das ist seine erste Heldentat.

Er erschrikt wohl heftig, erinnert sich aber inzwischen, daß ihm der Herr strenge auftrug, auf das Kind in der Wiege besonders zu achten, damit es nicht herausfalle. Unbedenklich nimmt er einen großen, breiten Stein und legt ihn auf das Kind; so muß die Wiege stille stehn und kann auch nicht umfallen. Unterdessen fällt ihm ein, daß er ja kochen müsse, weil es bereits Mittag werde. Er nimmt also zwölf Eier, schlägt sie in eine Pfanne mit Butter und stellt sie

über das Feuer. Hierauf begibt er sich in den Keller um den Wein, läuft jedoch sofort wieder weg, weil er an die Eier in der Pfanne am Herde denkt und behält dabei in der Eile den Zapfen vom Fasse in der Hand. Als er in die Küche kommt und nach dem Feuer sieht, da liegt schon alles in den Kohlen und daneben sitzt die Katze, die ruhig die Eier frißt. In demselben Augenblick will er auch nach dem Kinde schauen, ob es noch schlafe, aber es ist von dem schweren Stein erdrückt und längst tot.

Allmächtiger Gott! Nun hat er sein Kind verloren, was soll er um Himmels willen anfangen? Der Verlust drückt ihn so schwer und bereitet ihm so viel Leid, daß er wie verzweifelt mit den Händen herumschlägt. Indem er sich in seinem Schmerze wie wild gebärdet, fällt ihm der Zapfen zum Fasse aus der Hand. Das erinnert den guten Lenz endlich an seinen Wein und er läuft eilends in den Keller, wo bereits aller Wein ausgelaufen und das Faß leer ist. Als er rasch nach der Kanne greifen will, stößt er auch diese um, so daß er nun gar keinen Wein mehr hat und alles auf dem Boden verschüttet ist. Wem ist dabei wohl übler zumute als unserem guten Vetter Lenz? Er läuft hin und her und spricht schließlich zu sich selbst: „Wie, du willst die Frau sein? Hast die Milch verschüttet und kannst keine Butter mehr machen; das Kind ist erstickt — das heißt auf eine Wiege sehen — Eier und Schmalz liegen im Feuer und die Katze hat sie gefressen; der Wein schwimmt im Keller, die Kanne ist umgestoßen! Was soll werden, wenn der Mann vom Felde heimkommt,

hungrig und durſtig iſt und den hübſchen Haushalt ſieht! Drum geſchieht mir recht, wenn ſie mir mit einem feſten Knüttel den Rücken ſtreicht und mich tüchtig durchbläut, weil ich es unternommen habe, die Arbeit der Frau zu tun, während ſie des Mannes Verrichtungen obliegt. Ich habe es ja ſelbſt ſo gewollt, warum bin ich nicht der Mann geblieben!"

Indeſſen denkt der dumme Lorenz, vielleicht noch manches gut machen zu können und in Zukunft anders zu verfahren. Da kommt ihm aber plötzlich in den Sinn, daß er das Füllen im Stalle vergeſſen habe. Er nimmt eine Sichel und geht hinaus. Als er den Stockweiher entlang ſchreitet, ſieht er zufällig einen großen Hecht ans Ufer ſtoßen. In ſeiner Freude nimmt er die Sichel und wirft ſie dem Fiſche nach, um ihn zu treffen. Der Hecht fährt dagegen raſch davon und die Sichel bleibt im Sumpfe ſtecken. Der arme Lenz muß ſich ausziehen, ins Waſſer ſteigen und ſeine Sichel ſuchen. Während er ſich ſo bückt und ziemlich lange im Moraſte herumwühlt, krabbelt und greift, kommt auch ſchon Einer und ſtiehlt ihm die Kleider.

Als der gute Mann, nachdem er lange vergeblich nach ſeiner Sichel geforſcht hatte, wieder ans Ufer ſteigt, ſieht er ſich nach ſeinem Hemde um und muß entdecken, daß man ihm alles geſtohlen hat. Traurig ſteht er am Waſſer und rafft mit den Fingern einen Arm voll Gras zuſammen, mit dem er dann, nachdem er ſich noch eine Handvoll genommen hat, um die Scham damit zu bedecken, von rückwärts, weil er von niemandem nackt erblickt werden will,

ſeinem Hauſe und dem Stalle zuläuft, um das Gras dem Füllen zu bringen. Er iſt aber kaum in den Stall hineingetreten und hat ſich achtlos dem Tiere genähert, als es auch ſchon aus großem Hunger gierig über das Gras herfällt, es erfaßt und zugleich unglücklicherweiſe die Scham erwiſcht, die es ihm vom Leibe wegbeißt. Wer kann wohl in noch größerer Not ſein als der arme Lenz? Niemand! Er weiß nicht, was er tun ſoll und gerät in ſolche Verzweiflung, daß er ſich, verwundet und nackend wie er iſt, in dem Ofen verbirgt und dort, im hinterſten Teile aufrechtſtehend, der Dinge harrt, die da kommen ſollen.

Es dauert auch nicht lange, ſo kommt die Frau oder was ſie derzeit iſt, der Ackersmann, vom Felde heim, hoffend, daß ihr Mann gut hausgehalten habe. Kaum aber ſieht ſie, was mit dem Kinde geſchehen iſt, wie es im Keller und in der Küche ſteht, ſo iſt ſie ſchon heftig erſchrocken und ruft im ganzen Hauſe nach ihrem Manne: „Lenz, Lenz!“ Er will ihr jedoch nicht gleich Antwort geben, denn er fürchtet ſich ſehr. Nicht lange danach ſchreit ſie wieder im ganzen Hauſe nach ihm: „Lenz, Lenz!“ Da rührt er ſich endlich im Ofen und ruft: „Ho! Ho!“ Der Ackersmann ruft weiter: „Wo biſt du?“ — „Hier im Ofen“, entgegnet Lenz. „Was, zum Teufel, haſt du denn im Ofen zu tun“, zetert die Frau, „komm doch hervor!“ — „O nein, lieber Meiſter“, ſpricht Lenz, „ich habe nämlich ſchlecht gewirtſchaftet.“ — Die Frau meint: „Was haſt du denn eigentlich getan?“ — „Ja“, erwidert Lenz, „ich habe das Kind erſtickt, beim Feſtmachen der Wiege.“ — „Ach, lieber Lenz“, antwortet die

Frau, „das ſchadet nichts, wir wollen uns um andere Kinder wieder umſehen. Komm nur aus dem Ofen, ich will dir nichts tun.“ — „Ja, lieber Meiſter, ich habe aber mehr getan.“ — „Was haſt du noch getan?“ — Lenz klagt weiter: „Ich habe den Wein im Keller auslaufen laſſen, die Kanne umgeſtoßen und verſchüttet.“ — „Es ſchadet nichts, lieber Lenz,“ gibt die Frau zurück, „wir wollen Waſſer trinken. Komm nur hervor.“ — „Ja, lieber Meiſter, ich habe noch mehr getan“. — „Was haſt du denn noch getan?“ fragt die Frau. — „Ich habe die Milch verſchüttet, die Eier und die Butter ins Feuer geworfen und die Katze hat alles gefreſſen“. — „Das ſchadet nichts, lieber Lenz. Komm nur hervor, wir wollen Käſe und Brot eſſen.“ — „Hm, ich habe aber noch mehr getan, lieber Meiſter.“ — „Was haſt du noch getan?“ — „Als ich für das Füllen graſen wollte, habe ich die Sichel verloren und auch die Kleider ſind mir geſtohlen worden.“ — „Es ſchadet nichts, lieber Lenz,“ ſpricht die Frau, „wir wollen das Gras mit einem Meſſer abſchneiden und zu Widersdorf ein neues Gewand kaufen; komm nur hervor!“ — „Ja, lieber Meiſter, ich habe noch etwas getan, das wohl das allerſchlimmſte und ärgſte iſt“. Die Frau frägt wieder: „Das iſt wohl nicht gut. Aber was haſt du denn noch getan?“ — „Ja, lieber Meiſter, da ich ſo nackt war und dem Füllen Gras in den Futterbehälter werfen wollte, erfaßte es mir das Gras, mit dem ich mir die Scham bedeckte und biß mir damit alles weg, was ich an dieſer Stelle hatte. Darum darf ich nicht herauskommen“.

Kaum hatte die Frau dieſe Worte gehört, als ſie ſich geſchwind nach einer Ofengabel umſah und dabei fortwährend rief: „So ſteht es alſo! Ja, ich habe mir gleich gedacht, daß etwas anderes im Spiele ſei, als bloß Eier, Milch, Wein, Kleider und Kind! Wie, du willſt haushalten, alle Dinge dabei verlieren, verderben und verwüſten und läßt dir obendrein noch unſeren Friedenmacher vom Leibe wegreißen? Warte, ich will dich für deine gute Wirtſchaft jetzt belohnen!“ Bei dieſen Worten ſtieß ſie mit der Gabel nach dem armen Teufel im Ofen, deſſen Kacheln er in ſeiner höchſten Not mit dem Ellenbogen und dem Kopfe durchſtoßen mußte, damit er in die Stube fliehen konnte. Dort ſprang er, blutig wie er war, beim Fenſter hinaus, während ihm die Frau mit der Gabel auf dem Fuße folgte; beide lärmten, er ſchrie, ſie fluchte.

Die Nachbarin, die das Geſchrei und den Tumult hörte, kam ſogleich heraus, um zu ſehen, was es gebe. Da ſah ſie von ungefähr den lieben Nachbar Lenz laufen und hinter ihm ſeine Frau, die ihm den Rücken bearbeitete. Die Nachbarsfrau fühlte ein menſchliches Rühren und meinte: „Ei, liebe Kuſine Adelheid, was hat euch mein guter Vetter Lenz getan? Er iſt doch immer ein ſo lieber und frommer Mann geweſen. Laßt darum euren Zorn fallen und legt dem Armen ein Hemd an.“ — „Ja“, ſagte die außer Rand und Band geratene Frau Adelheid, „ich gebe ihm Sankt-Gallen-Kraut![1]) Alles hat er mir im Hauſe verwüſtet und das Kind mit einem

[1]) Sankt-Gallen-Kraut geben = töten.

Stein erdrückt. Noch ließe sich's freilich verschmerzen, nicht aber das, was er zuletzt getan hat. Warum soll ich es euch nicht sagen? Der Lümmel hat sich von unserm Füllen im Stall sein Hausgeschirr vom Bauche ganz und gar wegbeißen lassen. Und deshalb kann ich mit ihm kein Erbarmen mehr haben; das andere hätte ich ihm noch alles verzeihen können."

Als die Nachbarin hörte, daß der Mann seines Scharwächters beraubt war, wurde sie ihm ebenfalls feind und hetzte ihr kleines Hündlein, das sie rasch herbeilockte, auf den armen Sünder, indem sie die Hände zusammenschlug und fortwährend rief: „Huß, huß, Bätzli, huß, wacker an ihn! Er ist doch nichts mehr wert!" So hatte der gute Lenz das Spiel verloren, war verjagd, fand keinen sicheren Platz mehr und mußte ohne jede Körperbedeckung davonlaufen. Die Nachbarin sagte aber zur Frau Adelheid: „Laßt es gut sein und beruhigt euch! Ich habe einen starken, festen und tüchtigen Knecht; der wird für euch recht sein. Dafür kann ich euch selbst Bürgschaft leisten, denn ich bin mit ihm sechs oder sieben Jahre ganz zufrieden gewesen und weiß, was er für ein Geselle ist."

Damit war Lenz, der seiner Wirtschaft wegen seinen besten Degen verloren hatte, aus dem Buche der Lebendigen gestrichen. Ein anderesmal versehe eben der Mann sein und die Frau ihr Werk. So hat keines von beiden dem anderen etwas vorzuwerfen; der Mann behält seinen Scharwächter frisch und gesund und die Frau bleibt mit ihm zufrieden, ohne daß er mit dem Kopfe durch den Ofen brechen und zuletzt übel zugerichtet und splitternackt entlaufen muß.

12.

Der wiedergefundene Esel.

Auf der Kirchweih zu Ihringen im Breisgau hatte ein Zahnbrecher und Theriakkrämer seine Buden aufgeschlagen, in der er Wurmsamen, Pillen, Pulver für Zahnweh oder Verstopfung, Enzian, Rhabarber und anderes solches Zeug feil bot und dabei den ganzen Tag, wie es der Brauch und die Gewohnheit dieser Leutebetrüger ist, mit fürchterlichem Geschrei und Geschwätz ausrief, daß er etliche Pillen habe, die für alle Leibesschäden gut seien, die einem Menschen nach zwanzig Jahren zustoßen würden. Er löste mit diesen Anpreisungen viel Geld und betrog das Volk über die Maßen.

Weil nun stets viele Leute um ihn herumstanden und auf seine Lügen horchten, so lockte dies auch einen unbeholfenen Kerl heran, der seine fünf Sinne glücklich bis auf sieben gebracht hatte. Er stellte sich hin und sprach zum Krämer: „O, lieber Meister, ich frage euch, ob ihr etwas habt, wodurch ich meinen lieben Esel, ein wirklich frommes und hübsches Tier, den ich jetzt schon

an die vierzehn Tage verloren habe und vergebens ſuche, wieder finden kann. Ich würde es euch gewiß ſehr gut bezahlen.“ Der Betrüger ſperrte ſofort ſeinen Mund, ſoweit er nur konnte, auf und rief: „Ja freilich kann ich euch helfen, beſter Freund! Da habe ich zum Beiſpiel gleich ſolche gute und bewährte Pillen, die aus Arſenica vom Ende der Welt kommen und die Kraft haben, die Augen zu öffnen, die Sinne zu ſchärfen und ein Ding, das man verloren hat, wieder aufzufinden. Von dieſen Pillen müßt ihr am Abend ſechs hintereinander ſchlucken, darauf Nachtmahl eſſen und einen hübſchen Krug voll ſtarken Firner Weines trinken: das nimmt ihnen den Geſchmack. Hierauf müßt ihr euch niederlegen, viel ſchwitzen, am anderen Morgen früh aufſtehn und gleich euren Eſel ſuchen. Ihr werdet ihn auf dieſe Weiſe beſtimmt finden“.

Der gute Jockel ließ ſich beſchwatzen, bezahlte die ſechs Pillen, nahm ſie abends, wie ihm geheißen worden, ein und trank darauf einen hübſchen Krug voll ſtarken Firner Weins. Hernach legte er ſich nieder, wurde aber in der Folge ſo ſchwach, daß er ſchier meinte, die Eſelspillen werden ihm den Garaus machen, noch bevor die Wirkung käme. Und dabei ſchwitzte er die ganze Nacht hindurch ſo beträchtlich, daß die Frau am nächſten Morgen nicht genug in der Kammer, am Bette und an den Kiſſen waſchen und reinigen konnte. Das war wirklich ein ſehr ſtarker Schweiß; dennoch ſtand er auf, wie ſchwach er auch war und ging auf die Suche nach ſeinem Eſel, wie es ihm eben der Kälberarzt angeordnet hatte. Auf einer Wieſe kam ihm jedoch das Puttelweh

und die Unvernunft im Unterleibe derart wieder an, daß er ſich genötigt fand, ſchnell hinter eine Hecke zu laufen, wo er nicht weit davon zu ſeinem größten Erſtaunen ſeinen lieben Eſel gemütlich im Graſe freſſen ſah.

Er lief natürlich zum Eſel, ſetzte ſich auf das Tier und ritt fröhlich in ſein Dorf, wo er jedermann von dieſes Arztes Kunſt erzählte und von ſeinen Pillen, die ihm die Augen öffneten, ſeine Sinne ſchärften und ſo ſeinen lieben Eſel, den er lange ſuchte und bis auf den heutigen Tag niemals mehr zu ſehen glaubte, auf einmal erblicken ließen. Dieſe Pillen ſind alſo zweifelsohne das bewährteſte Mittel, ſolche verlorene Eſel wieder aufzufinden, die vierzehn Tage lang von niemanden geſehen worden ſind.

13.

Wie einer ſeinen Schwiegerſohn tröſtet.

Zu Straubing im Bayerlande hatte ein Bader einem jungen Manne ſeine Tochter zur Frau gegeben. Dieſe war aber eine unverbeſſerliche Ehebrecherin und mannstolle Perſon. Wenn ſie der Mann nirgends im Hauſe zu finden wußte, ſo brauchte er ſie nur im Pfarrhofe zu ſuchen; dort waren der Pfarrer und zwei junge, ſtarke Kapläne, mit denen ſie ſich ſtets unterhielt.

Der gute Ehegatte konnte dies ſelbſtverſtändlich auf die Dauer nicht ertragen und klagte ſein Leid ſeinem Schwiegervater. Er bat ihn, ſeine Tochter wieder zu ſich zu nehmen, weil er ſich ſonſt von ihr ſcheiden laſſen müſſe, da er ſich bereits als Mann, über die Lebensführung ſeiner Frau ſchäme. Der gute, alte und fromme Schwiegervater tröſtete ihn nun mit folgenden Worten: „Mein lieber Sohn“, ſagte er zu ihm, „ſei guten Mutes, verzeihe deiner Frau, was ſie bisher getan und laſſe ſie lieber noch eine Zeitlang nach ihrer Art leben, denn du bekommſt doch immerhin deinen Teil davon. Es wird

aber die Zeit kommen, wo ſie das alles wieder abtut und zu weiblicher Zucht und Ehrbarkeit zurückkehrt. Genau ſo hat es ja auch ihre Mutter gemacht, meine liebe Hausfrau, die, als ſie noch jung und in ihrem blühenden Alter war, denſelben Lebenswandel führte. Trotzdem hat es mir nicht geſchadet, ich wurde im Gegenteil bei allen Edlen und der frommen Prieſterſchaft in großen Ehren gehalten, weil ich ein Auge zuzudrücken vermochte und dabei immer noch auf meine Rechnung kam. Jetzt, da ſie alt iſt, wird ſie zu den frömmſten aller Frauen, die hier ſind, gezählt, ſteht auch in großem Anſehen und wird von allen verehrt. Dieſe Hoffnung wird ſich an deiner Frau ganz gewiß auch erfüllen, ſobald du nur etliche Jahre geduldig bleibſt, denn, wie du weißt, fällt der Apfel niemals weit vom Stamme".

14.

Ein Pfarrer warnt vor allzu großem Vertrauen auf Gott.

Zu Zwickau im Meißnerlande lebte einmal ein Pfarrherr, der ein sehr geiziger, reicher Mann war. Eines Tages kam zu ihm ein Magister aus Leipzig, der bei ihm über Nacht zu bleiben gedachte. Um nun den hochgelehrten Magister zu ehren, lud der Gastgeber einige Freunde zum Nachtmahl ein. Nach dem Imbiß begannen die beiden zu disputieren und zwar hauptsächlich über die Behauptung, daß Geiz und Reichtum Hindernisse zum ewigen Leben seien, da doch Christus den Reichtum der Welt allzeit verachtet und verschmäht, ja sogar verdammt habe. Denn er sagt ausdrücklich, daß jeder, der sein Diener sein wolle, alles verlassen und ihm allein nachfolgen müsse usw. Weil diesen Worten des Magisters viele der Gäste zustimmten, sah sich schließlich der Pfarrer genötigt zu erwidern: „Ja, lieber Herr", sprach er, „was ihr sagt, ist richtig. Christus hat es eben leicht gehabt, die Reichtümer zu verachten und zu verschmähen; er hatte sie als Gott nicht nötig. Hätte er aber alle Dinge kaufen müssen, wie ich es täglich tun muß, so hätte er diese Worte bestimmt nicht gesprochen". Der Magister antwortete und meinte weiter, wenn

man ſtets auf Gott vertraue und die feſteſte Hoffnung in ihn ſetze, wie es die heiligen Apoſtel und Märtyrer getan, würde er niemanden verlaſſen, wie das Beiſpiel aller jener Menſchen zeige, die ihn anrufen und ihr Vertrauen auf ihn richten.

„Hm“, gab der Pfarrer zurück, „gerade mit dieſem Vertrauen bin ich oft und ſo ſtark betrogen worden, daß ich mich dabei ſehr häufig nicht des bitterſten Hungers zu erwehren gewußt, bis ich mich endlich entſchloſſen habe, für mich ſelbſt Aecker, Wieſen, Haus, Hof, Zins und Abgaben, dazu eine anſehnliche Summe baren Geldes zuſammenzubringen. Handelte es ſich bloß um das gute Vertrauen, von dem ihr, Herr Magiſter, redet, ſo wäre ich ſchon zehnmal Hungers geſtorben. Darum ſoll auch niemand,“ fuhr er fort, „nach meinem Dafürhalten Gott allzuviel vertrauen und ich will es ſelbſt nicht tun, weil er ſchon manchen damit betrogen hat. Wenn er einem, der ihm wohl vertraut, auch wirklich zuzeiten aus Nöten hilft, ſo kommt er doch ſo ſpät damit, daß einem Zeit und Weile lang wird und man früher und leichter etwas ſelbſt zuſtande bringt, müßte man es auch aus einem harten Kieſelſtein ſchlagen. Deshalb vertrau ihm, wer da will, ich bin vorſichtiger geworden und baue auf ihn nur ſoviel, als ich mag“.

Damit endete der Pfarrer, der Gott nicht zuviel Vertrauen ſchenken wollte und auch andere Leute davor warnte.

15.

Das Eſelbein als Reliquie.

Im Würzburger Bistum befand ſich ein ungelehrter Pfaffe auf einem Dorfe bei Halbrunn im Odenwalde. Dieſer hatte eine ſehr kleine Pfründe, die er mit ſeiner Baſe teilte, daher er ſich nicht ausreichend zu ernähren vermochte. Er war auch nicht ſo gelehrt und geſchickt, daß man ihn in ein anderes Dorf hätte verſetzen können, weshalb er ſich ſein Lebenlang mit dieſer kümmerlichen Stelle begnügen mußte, wollte er nicht zum Bettelſtabe greifen.

Eben zur ſelben Zeit kam ein großes Sterben ins Dorf. Der einfältige Dorfpfaffe nahm ein Bein von einem alten verendeten Eſel, ließ es ſich in eine Monſtranze faſſen und verglaſen, führte es hierauf mit ſich herum in die umliegenden Dörfer und Flecken, wobei er den Leuten erzählte, daß es ein Heiligtum von Sankt Rochus ſei und jeder Menſch, der es küſſe, von der Peſtilenz frei würde oder wenigſtens, wenn ſie ihn ſchon überkäme, nicht daran ſterbe. Mit ſolchem Lug und Trug hatte der Pfaffe binnen

kurzem von den dummen Bauern viel Geld zusammengebracht und eingeheimst.

Schließlich wurde jedoch die Sache dem Offizial[1]) hinterbracht. Dieser lud den Geistlichen vor, bestrafte und warnte ihn, künftighin dergleichen abgöttische Dinge, die das einfältige Volk nur zu einem falschen Glauben verführen, zu treiben, widrigenfalls er, der Offizial, diese ketzerische Handlung vor den Bischof von Würzburg bringen werde. Der unerschrockene Pfarrer gab indessen kurz zur Antwort: „Ich habe den Bauern nur gesagt, daß jeder, der das Heiligtum küsse, für dieses Jahr vor der Pestilenz sicher sei. Es haben auch die Bauern nur das Glas geleckt und geküßt, nicht aber die Reliquie. Denn ich will es wahrlich früher dem Teufel zum neuen Jahre schenken, als daß ich dieses Ding den Bauern küssen ließe. Euch aber, Herr Offizial, will ich folgen; ich habe die Leute ohnedies für diesmal schon genug betrogen."

Hierauf entfernte er sich und schüttete seine Reliquie von dem alten geschundenen Esel wieder aus. Er hatte sich aber ohne Zweifel bei dem Feuerlein seiner Schlauheit gut gewärmt.

[1]) Im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit eine Art geistlicher Richter, der die Jurisdiktion des Bischofs ausübte.

16.

Von einem Bürger, den ſein Pfarrer verklagte.

Zu Saarbrücken am Weſtrichgebirge wohnte ein großer Spottvogel, der einmal zum dortigen Pfarrer ſagte, daß er daheim einen Eſel hätte, der geſcheiter als der Pfarrer ſelbſt ſei. Und da ferner Gott auch tue, was er, der Bürger, wolle, meinte er weiter, ſo habe er auch zugleich das Himmelreich in ſeinem Hauſe. Als der Pfarrer ſolche Redensarten hörte, erzürnte er ſich über den Bürger und ſprach, daß er ein Ketzer und Glaubensabtrünniger ſei. Er erklärte auch, daß er es als eine grobe Verletzung ſeiner Ehre auffaſſen müſſe, wenn der Bürger einen Eſel, der doch ein unvernünftiges Tier ſei, verſtändiger und weiſer als einen Menſchen nenne, der noch dazu ſein Pfarrer ſei. Er verklagte deshalb den Spötter vor den Räten des Grafen von Naſſau.

Der Bürger wurde vorgeladen und der Pfarrer brachte ſeine Klage vor. Als darauf

jener antworten ſollte, bedachte er ſich nicht lange und ſprach: „Was ich, gnädige Herren, geſagt habe, iſt wahr und ich hoffe, daß mir auch Euer Urteil recht geben wird. Iſt es denn nicht ſo, wie ich ſage, liebe Herren? Ich habe zu Hauſe Vater und Mutter, die ich ernähre und erhalte, denn ſie ſind beide blind und hören auch nicht gut. Nun bin ich jedoch ihr Sohn und ſage daher nach der heiligen Schrift, daß ich das Himmelreich in meinem Hauſe habe. Würde ich es dagegen nicht haben, ſo hätte ich ſicher die Hölle und den Teufel dafür und würde überdies gegen das Gebot Gottes handeln. Andererſeits glaube ich ebenſo richtig geſprochen zu haben, wenn ich behauptete, daß Gott ſtets alles das tue, was ich will. Ich bete im Vater unſer, daß ſein Wille auf Erden wie im Himmel geſchehe; wenn ich es dabei nun bleiben laſſe und alles, was er ſchafft und tut, ebenfalls will, ſo dünkt es mich, daß ich dabei jederzeit am beſten fahre. Was die dritte Rede betrifft, über die unſer Pfarrer am meiſten aufgebracht iſt und durch die er ſich in ſeiner Ehre gekränkt vermeint, ſo habe ich ſie wohl getan, aber keineswegs um ſeiner prieſterlichen Würde, ſeinem Lobe, ſeiner Geſchicklichkeit und Ehre Nachteil zu bringen, denn es iſt wahr, daß mein Eſel, wie ich geſagt habe, vernünftiger iſt als unſer Pfarrrer. Wenn ich zum Beiſpiel meinen Eſel zur Tränke führe, ſo trinkt er nicht mehr als er Durſt hat, geht darauf wieder nach Hauſe und ließe ſich eher totſchlagen, als daß er noch einen Trunk täte. Unſer Pfarrer aber wird zuweilen ſo betrunken, daß er weder gehen kann, noch ſein eignes Haus

zu finden weiß; man muß ihn dann heimführen, zuweilen ſogar heimtragen und dies insbeſondere, wenn er bei Euer Gnaden, meinem gnädigen Herrn, geweſen iſt. Euer Gnaden dürften mir wohl ein guter Zeuge dafür ſein. Ich begehre demnach und bitte von dieſer Klage freigeſprochen zu werden, ich habe nichts Unrechtes geſprochen, ſondern alles zum beſten gemeint und niemand an ſeiner Ehre oder in ſeinem Rufe geſchädigt."

Die Räte lachten über dieſe Rede und erkannten, daß ſich der Bürger gut verantwortet habe, weshalb ſie vorſchlugen, die Sache mit Wein gütlich und freundſchaftlich abzutun. Auf dieſe Art wurden alſo Pfarrer und Bürger wieder verſöhnt und es blieb jeder, wie er vorher war.

17.

Warum die Kinder der Edelleute häßlich und die Kinder der Bürger hübsch sind.

Zur Herbstzeit ritten einmal einige Kaufleute auf die Frankfurter Messe unter entsprechendem Schutze. Als sie dort in ihrer Herberge angekommen waren und ihren Morgenimbiß eingenommen hatten, trieben sie allerhand Scherze und führten lustige Reden.

Unter anderem sagte ein Edelmann zu einem Kaufmanne, daß es den Handelsleuten schwer fallen müsse, so weite Reisen zu machen und ihre Weiber in den Städten zurückzulassen. Sie müßten doch gewiß besorgen, daß es nicht wenig hübsche Gesellen gäbe, die da stets auf der Lauer lägen und die guten Frauen schließlich doch, infolge der langen Abwesenheit ihrer Männer, auf Abwege bringen könnten. Vor solcher Gefahr wären aber sie, die Edelleute, gefeit, denn ihre Frauen säßen auf hohen Burgen und Schlössern von den übrigen Leuten abgesondert, so daß die Männer nichts zu befürchten haben.

Darauf meinte der Kaufmann: „Das ist, werter Junker, wohl richtig und dürfte sich zuzeiten auch so verhalten. Ihr mögt mir aber verzeihen, wenn ich dazu etwas bemerken will, womit ich jedoch niemand verletzen möchte.“ — „Nun“, rief der Edelmann, „sagt es immerzu; es ist doch alles nur im Scherz gesprochen.“

Der Kaufmann fragte also den Junker: „Es ist ein Sprichwort, daß die Edelleute häßliche und die Bürger in den Städten schöne, wohlgestaltete Kinder haben. Was mag nun die Ursache davon sein?“ Der Edelmann antwortete, daß er dies selbst auch gerne wissen möchte.

Der Kaufmann gab hierauf nachstehende Aufklärung: „Ich denke, die Ursache in folgendem Umstande zu finden. Wenn wir Kaufleute nämlich weit im Lande herumreisen, dann kommt ihr Junker und glatten Gesellen und beginnt unseren Weibern in sündhafter Absicht euch zu nähern. Sollen wohl auf diese Art unsere Kinder nicht die allerschönsten sein? Sie haben nur edles Aussehen, sind gehorsam, züchtig und gelehrig. Wir ziehen sie als unsere Kinder auf und machen aus ihnen Kaufleute, wie wir es selbst sind. Sobald ihr Edelherren aber nicht zuhause seid und euren Frauen die Zeit zu lang wird, müssen sie sich eben mit euren Stallknechten, Köchen und Bedienten behelfen. Natürlich wachsen dann grobe und häßliche Kinder heran, die von den Herren als die ihren aufgezogen und wieder Edelleute werden. Das ist auch Ursache dessen, daß die Edelleute das Geld der Kaufleute so gerne haben, weil sie meinen, daß es recht und billig sei, wenn die Kinder ihren Vätern jederzeit behilflich sind

und dafür ihr Erbteil erhalten. Sind die Handelsleute aber dann so unverständig und wollen ihnen nichts geben, so schütteln sie ihnen die Reisetaschen und prügeln sie weidlich durch, was ich aber durchaus nicht billigen kann. Darum, lieber Junker, sollt ihr euch in dieser Hinsicht besser bedenken und die Kaufleute nicht in solcher Weise angreifen, damit ihr nicht etwa zuletzt gar euren eigenen Kindern Schmach und Schaden zufüget."

Damit hatte die Neckerei ein Ende genommen und die beiden ließen sich hinfort in Frieden.

18.

Ein Landsknecht teilt mit einem Mönch.

Im Jülicherlande zog einst ein armer, sehr dürftig gekleideter Landsknecht über Feld, dem ein Barfüßermönch begegnete, der viel Tuch auf Kutten und sonstige Kleidungsstücke für sich und seine Brüder trug.

Der Landsknecht rief ihn an und sagte: „Herr, wollen wir nicht miteinander teilen? Ihr braucht sicherlich nicht alles Tuch und ich könnte mir aus dem übrig bleibenden auch noch eine feste Kutte machen, denn ich bin nackt und bloß. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als daß wir das Tuch miteinander teilen.“ Der Mönch antwortete ihm aber: „Lieber Geselle, ziehe deine Straße und laß mich in Ruhe, ich bin eine geistliche Person und gebe dir nichts.“

„Wie, Mönch,“ fuhr der Landsknecht auf, „du willst ein geistlicher Mann sein und tust die Nackten nicht kleiden, wo du doch soviel Tuch übrig hast? Willst du dich wirklich vom Teufel verführen lassen, den Befehl Gottes zu übertreten, der sagt, daß du dem dürftigen geben

ſollſt? Da ſei Gott vor! Du ſollſt meinethalben nicht zum Teufel fahren". Dabei erhaſchte er das Tuch und ſagte zum Mönch: „Ich brauche nicht mehr als drei Ellen, das übrige kannſt du behalten".

Der Mönch mußte es geſchehen laſſen. Der Landsknecht nahm das Tuch, legte es auseinander und maß mit ſeinem halben Spieß drei Ellen davon ab, zu Frankfurt wären es wohl ſechzehn geweſen, wickelte ſie zuſammen und entfernte ſich damit. Der Mönch war traurig, tat das übrige Tuch zuſammen, ſchrie aber bald dem davongehenden nach: „Du verkommener Bube, warte, du mußt mir das Tuch am jüngſten Tage bezahlen und Gott dem Herrn Rechenſchaft darüber geben! Das kannſt du von mir mit Sicherheit erwarten!"

Der Landsknecht wandte ſich um, ging zum Mönch zurück und ſagte: „Da du mir nun, wie ich höre, für die Bezahlung die ziemlich lange Friſt bis zum jüngſten Tage gewährteſt, ſo will ich mir das übrige Tuch dazunehmen; es kommt doch alles dann auf eine Rechnung und muß auf einmal bezahlt werden. Aber, Mönch, merke dir es bis dahin gut! Es würde mich ſehr freuen, hätte ich euer ganzes Kloſter auf meiner Rechnung bis zu dieſem Zahlungstag."

Hierauf nahm er ihm den Reſt des Tuches ab, machte ſich davon und ließ dem Mönche das Nachſehen.

19..

Wie ein Pfarrer ſeinen Bauern predigte.

Zu Oſterhofen im Baierlande war ein armer, ungelehrter Pfaffe, der ſich mühſam ſeine Nahrung verſchaffte. Einmal nahm er ſich vor, in einer Predigt ſeine Not zu klagen. Er wurde deshalb ſehr traurig und ſprach: „Liebe Kinder Chriſti! Ich ſoll euch das Wort Gottes verkünden, ihr ſeid aber doch nur ſchändliche und ſchlechte Bauern, die nicht beten, nicht faſten und nichts auf dem Altar opfern oder um Gottes willen hergeben wollen. Denkt euch doch, ich ſtürbe über Nacht und fahre auf der Stelle auf zum allmächtigen, ewigen Gott. Spricht er zu mir: ‚Seid mir willkommen, Herr Hans‘, ſo zieh ich mein Barettlein ab und ſage: ‚Gnade, Herr‘. Wenn er dann ſagt: ‚Siehe, mein Herr Hans, wo habt ihr eure Schäflein, die ihr auf Erden geweidet? Lieber Herr Hans, wo ſind eure armen Leute?‘ Seht, da ſtehe ich dann vor dem allmächtigen, ewigen Gott verlegen und ohne

Antwort, denn der Teufel hat euch alle nach mir geholt. Darum will ich euch endlich einmal ſagen, daß der Teufel euer Pfarrer und Seelſorger ſein möchte! Und damit will ich mich empfohlen haben."

Er verließ hierauf tatſächlich ſeine Pfründe und begab ſich nach Vilshofen, wo man ihn noch jetzt finden kann.

20.

Der Himmel der Landsknechte.

Nach der großen Schlacht von Mailand und Marignano wollten die erschlagenen Landsknechte nicht bei den Schweizern auf der Walstatt liegen bleiben, sondern machten sich auf und zogen zusammen, an der Spitze eine weiße Fahne tragend, in der sich ein rotes Kreuz befand, in Reih und Glied der Hölle zu.

Als aber die Teufel die Fahne mit dem roten Kreuze darin sahen, erschraken sie sehr, weil ihnen durch dieses Zeichen die Hölle vormals bestritten wurde, verriegelten, versperrten, verbarrikadierten und besetzten die Tore, Eingänge und Mauern an allen Orten und bereiteten sich zum Widerstande vor. Sie schossen und warfen auf die daherziehenden Landsknechte, wobei sie ihnen gleichzeitig zuriefen: „Ihr guten Männer, laßt euch doch erbitten und begebt euch lieber dort rechts hinüber in den Himmel! Wir wollen euch nicht hereinlassen und haben für euch auch keine Herberge.“ Hierauf zeigten sie der Schar den Weg in den Himmel.

Die guten Landsknechte zogen also mit Regiment und Fahne in guter Ordnung vor den Himmel und begehrten Einlaß. Petrus fragte, wer sie seien und was sie wollen. Sie erzählten ihm, daß sie fromme Landsknechte seien und in der Schlacht von Mailand umgekommen wären, doch jetzt begehrten, in den Himmel aufgenommen zu werden. „Wer hat euch geheißen, hieher zu kommen?“ schrie Petrus. „Zieht augenblicklich fort! Fort ihr Blutsauger und Leuteschinder! Es wäre ein großes Unrecht, wenn ihr, die ihr euer ganzes Leben lang den Frieden gehaßt habt, jetzt in die ewige Ruhe eingehen dürftet.“

Nach dieser Rede fragte ihr Hauptmann: „Wo sollen wir dann aber bleiben? Man versperrt uns Tor und Tür der Hölle und will uns jetzt auch nicht in den Himmel hineinlassen. Wir müssen doch einen Ort haben, wo wir bleiben können.“ — „Habt ihr mich verstanden?“ sagte Petrus, „macht euch fort oder ihr werdet bald etwas anderes hören! Ihr seid nichts anderes als Bluthunde, Gotteslästerer, Armeleutemacher, elende, verfluchte und gottlose Leute!“

Jetzt aber wurde der Hauptmann ernstlich zornig und rief grimmigen Tons Petrus zu: „Zu was hadert der Wolf mit dem Fuchs wegen des Raubes? Sind nicht beide Räuber? Weißt du nicht, was du getan hast? Du hast deinen Herrn, Meister und Gott dreimal verleugnet und Meineide geschworen! Das hat keiner von uns getan. Ich will es darum dem ganzen himmlischen Heere sagen, daß du ärger, meineidiger, treuloser und böser gewesen bist, als irgend einer von uns! Und deshalb willst du

ſchmähen und uns nicht hineinlaſſen? Aber wir müſſen dennoch wiſſen, wo wir hingehören!“

Petrus war ſchamrot geworden und fürchtete, weil der Hauptmann ſo laut ſchrie, daß es die anderen im Himmel hören würden, weshalb er zu ihnen beſchwichtigend ſagte: „Liebe Landsknechte, ich bitte euch, beruhigt euch und ſeid ſtill! Ich will euch ein eigenes Dorf geben, das in allernächſter Nähe liegt und ‚Wart-ein-Weil‘ heißt. Dorthin werden wohl noch mehr Landsknechte mit der Zeit kommen; ihr habt das Anweſen für euch allein, könnt ſpielen, euren Mummenſchanz treiben, zechen und fröhlich ſein“.

So kamen die Landsknechte nach „Wart-ein Weil“, wo ſie noch jetzt ihr Regiment führen. Was auch immer an Scharen von Landsknechten ans Himmeltor kommt, alle werden von Petrus nach „Wart-ein-Weil“ zum alten Haufen gewieſen. Ich glaube, daß dort ihrer nicht wenige ſein dürften.

21.

Warum einer nicht in den Himmel wollte.

Zu Coma bei Mailand wohnte ein frommer Mann, der sein ganzes Leben hindurch Ueberfluß an Speise und Trank hatte und auch noch andere Leute damit sättigen konnte; trotzdem blieb er immer mäßig und trank nichts. Eines Tages starb der gute Mann plötzlich, was jedermann wunder nahm, weil er immer gesund war und noch zuletzt einen guten Appetit hatte. Die Verwandten entschlossen sich daher, ihn von einem Wundarzt aufschneiden und untersuchen zu lassen. Da fand man denn alles mögliche, darunter auch Brot, das so trocken war, daß es sich mit spannenlangem Schimmel bedeckt hatte, der aus dem Magen in die Luftröhre und Kehle gestiegen war, was den Tod durch Ersticken herbeigeführt hatte. Man soll es sich darum angelegen sein lassen, beim Essen nie das Trinken zu vergessen.

Der gute Mann kam nun vor den Himmel, klopfte an und begehrte Einlaß. Petrus, dem noch die Geschichte mit den Landsknechten im

Kopfe ſteckte, machte nicht viel Worte, ſondern ſprach: „Komm, lieber Freund, ich will dich gerne einlaſſen und dich neben deine Frau ſetzen; dort ſollſt du dann für immer bleiben.“ Sobald jedoch der fromme Mann von ſeiner Frau ſprechen hörte, begann er zu rufen: „Wenn meine Frau, der böſe Teufel, auch hier iſt, ſo will ich bei Gott nicht hinein! Ich habe mich in meinem ganzen Leben nie mit ihr vertragen, ich habe ſie deshalb auch verlaſſen und bin zu meinen guten Freunden gegangen. Jetzt aber, wo ich gar nichts zu tun habe und ewig neben ihr ſitzen ſoll, wie würde ich da erſt von ihr ausgeſcholten werden! Es wäre kein Winkel im ganzen Himmel zu finden, wo ich mich vor ihr in Sicherheit bringen könnte, ſie würde mich überall finden. Soll ich denn nicht zuerſt in das Fegefeuer kommen? Nein, nein, lieber Peter, ſetz dich nur du zuerſt zu ihr hin. Du wirſt ſicherlich bald an ihr genug haben. Ich will nicht in den Himmel kommen, aber nach „Wart-ein-Weil“ zu den frommen Landsknechten werde ich gehen. Dort werde ich gewiß ein beſſeres Leben führen als bei meiner Taratanthara, dem böſen Höllriegel, im Himmel.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Mann und zog nach Wart-ein-Weil. Dort zecht er noch und iſt fröhlich mit den guten Landsknechten. Er begehrt nicht in den Himmel und auch nicht in die Hölle; der Teufel würde ihn dort ohnedies mit dem böſen, keifenden Weibe ewig betrogen haben.

22.

Ein Bauer glaubt nicht an die Dreifaltigkeit.

Bei Saarburg im Westrichgebirge liegt das Dorf Stensel, in dem ein einfältiger und frommer Bauer wohnte, der einmal am Ostersamstag nach Saarburg zur Beichte ging, weil er am Ostersonntag das heilige Sakrament empfangen wollte. Bei dieser Gelegenheit wurde er vom Pfarrer befragt, was er von der Dreifaltigkeit wisse. Der gute Mann hatte keine Ahnung, da er noch niemals etwas davon gehört hatte. Der Priester klärte ihn deshalb auf und erzählte ihm von den Herrlichkeiten der Dreifaltigkeit im Himmel. Zuletzt gab er ihm ein Beispiel, indem er sagte: „Lieber Freund, ich will dir ein Gleichnis vorführen. Denk dir, du bist Gottvater, dein Sohn Gottes Sohn und deine Frau der heilige Geist. Merke nun: ihr alle drei seid eins, habt ein Wesen, führt einen Haushalt und wohnt beieinander. Das gibt dann eine Dreiheit.“ Mit dieser Belehrung zog der einfache Mann wieder nachhause.

Uebers Jahr kam er abermals zur Beichte.

Der Prieſter fragte ihn ſofort, ob er jetzt an die Dreifaltigkeit glaube. „Nein“, ſprach der Bauer, „ich glaube nur an die zwei erſten, an Gottvater und den Sohn. An dieſe zwei glaube ich feſt. An den heiligen Geiſt glaube ich aber gar nicht, denn alles was der Vater und der Sohn in großer, harter und ſaurer Arbeit verdienen, das vernaſcht, verfrißt und vertut alles der heilige Geiſt bis auf das letzte Stückchen.“ Der gute Mann hatte nämlich eine Frau, die alles, was ſie erhielt, gleich vernaſchte und vertrank, weshalb er auch an ſie mit Recht nicht glauben wollte. Dem Pfarrer blieb ſomit nichts anderes übrig, als ihn in ſeinem einfältigen Glauben zu belaſſen; er erteilte ihm die Abſolution und hieß ihn gehn. Hinfort glaubte denn auch der Bauer nur an eine Zweifaltigkeit; dem heiligen Geiſt war er eben nicht gewogen.

23.

Der tote Wolf.

Im Breuſchtal bei Grendelbruch wohnte einmal im Gebirge ein Wolf, der den Bauern großen Schaden zufügte. Sie ſtellten ihm wohl oftmals nach, gingen mit Geſchoß und Spießen auf ihn los, konnten ſeiner aber niemals habhaft werden, denn er war geſchickter und gewandter als alle Bauern zuſammen. In einem ſehr kalten Winter ſtarb jedoch der Wolf und lag nicht weit vom Dorfe entfernt, wo er auch bald gefunden wurde. Die Bauern waren froh, kamen zuſammen und hätten gerne die Urſache ſeines Todes gewußt, zu welchem Zwecke ſie auf der Stelle vier Männer aus ihrer Mitte wählten und zwar den Schultheiß, den Gemeindevorſteher, den Verwalter des Kirchengutes und den Gemeindeſchreiber, von denen jeder ſeine Meinung ausſprechen ſollte, an welcher Krankheit der Wolf geſtorben ſei.

Zuerſt kam der Bürgermeiſter an die Reihe. Er ſagte, daß dem Wolfe, der durch den tiefen Schnee bei ſtrengſter Kälte barfuß gegangen,

die Kälte bis zum Herzen gedrungen sei, infolgedessen wäre er gestorben.

Der Gemeindeschreiber war der zweite. Der meinte, der Wolf wäre mehr zu Fuß gelaufen als geritten, er sei darum außer Atem gekommen und erstickt.

Als dritter kam der Verwalter des Kirchengutes an die Reihe. Er glaubte, daß den Wolf der große Schmerz, den er hatte, als er starb, ums Leben brachte, denn es sei ihm während seines ganzes Lebens nie so weh gewesen, als im Augenblick seines Todes.

Der Schultheiß hingegen ließ sich als letzter also verlauten: „Wir haben es, meine lieben Bürger, an unserem Vieh erfahren, was die Ursache eines solchen Todes ist. Haben wir doch soviel hübsches Vieh verloren, das er aufgefressen hat. Auch muß man bedenken, daß er mehr rohes als gesottenes Fleisch fraß, wie denn die alten Kühe, mit denen er zuweilen aus großem Hunger vorlieb nehmen mußte, nicht alle für ihn bestimmt waren, besonders zur Zeit großer Kälte. Unserem Vetter, Klotz Jörgen, starb kürzlich seine Kuh, die siech war und die zweite wurde in den Beinen lahm. Er hat sie beide ganz roh gefressen und kaltes Wasser darauf getrunken, aber ein fürchterliches Grimmen im Leibe davongetragen, das seinen Tod herbeiführte. Und das wird auch, meine lieben Bürger, die wahre Todesursache dieses Wolfes sein."

Nach der Rede des Schultheißen besprach man sich und kam zu dem Schlusse, daß der Schultheiß die richtige Todesursache des Wolfes angab. Demnach hatte das Tier mehr rohes

als geſottenes Fleiſch zu ſich genommen, wie man dies auch an ſeinen Zähnen, die glänzend weiß waren, wahrnahm. Doch hätte ihm dies wenig geſchadet, wenn die Kälte nicht ſo groß geweſen wäre, denn kalte und rohe Dinge zu eſſen und darauf kaltes Waſſer zu trinken, bei einer beinahe unerträglichen Kälte, das konnte die Leber unmöglich ertragen und das mußte daher unbedingt zum Tode führen.

Nachdem ſie ſich alſo glücklich über dieſen Punkt klar geworden waren, zogen ſie dem Tiere den Pelz aus, ließen es liegen und gingen nachhauſe. Sie freuten ſich dabei nicht wenig über ihre Geſcheitheit, am meiſten aber waren ſie froh, daß ihr Feind, der Tag und Nacht auf ihr Beſitztum Angriffe machte, endlich tot ſei.

24.

Von einem Schüler, der nach Paris ziehen wollte.

Ein armer Schüler wollte seiner Studien halber nach Paris ziehen und verlangte unterwegs in einem Dorfe bei Nürnberg, Schweinau mit Namen, ein Stück Brot von einer alten Witfrau. Sie fragte ihn, wohin er ziehe, worauf er ihr antwortete, daß er nach Paris reise. Die Frau glaubte aber, er habe gesagt, daß er ins Paradies wolle. Sie war darüber sehr erfreut und sprach: „Mein lieber Gesell, es ist jetzt vielleicht sechs Wochen her, daß mein Mann starb und sagte, daß er ins Paradies gehe. Er nahm aber weder Geld noch Kleider mit sich, weswegen ich auch fürchte, daß es ihm jetzt nicht gut ergehe. Ich bin leider zu alt und zu schwach, als daß ich ihm nachkommen könnte, um ihm etwas zu überbringen. Wenn ihr mir deshalb einen Dienst leisten wollt, so möchte ich euch Geld und Kleider mitgeben, daß ihr es ihm übergebt, damit er dem Wirte nicht zulange schuldig bleiben

muß. Sagt ihm weiters, daß es ſonſt nichts Neues gibt. Ich will euch für eure Botſchaft ein hübſches Geſchenk machen.“ — „Ich werde eurem Manne,“ antwortete der Schüler, „ſobald ich zu ihm komme, gewiß alles getreulich abliefern, was ihr mir mitgebt und ihm auch eure Botſchaft genau ausrichten“. Er hatte gleich gemerkt, daß das gute alte Weib ein X für ein U anſah, dachte jedoch, daß dies für ihn gleichgiltig ſein könne und fuhr laut fort: „Wenn ich in einem viertel Jahre zurückkehre, ſo will ich euch, ſobald ich euch wiederfinde, Botſchaft bringen, wie es mit eurem Manne ſteht.“ Hierauf gab ihm das alte Mütterchen Geld, Hemden, Kleider und andere Sachen, von denen die gute Einfalt glaubte, daß ſie ihrem Manne im Paradieſe nötig wären. Dem Schüler ſchenkte ſie überdies ein gutes Trinkgeld.

Der junge Geſelle nahm alles freundlich an, zog nach Paris, verkaufte dort die Hemden und Kleider, verzechte das Geld und lebte in Freuden dahin. Die Frau, meinend, daß er im Paradies ſei, wartete täglich auf ſeine Wiederkehr, denn ſie war auf Nachrichten von ihrem Manne ſehr begierig. Ich glaube indeſſen, daß er den Weg ins Paradies verfehlt haben dürfte und nach „Wart-ein-Weil“ zu den frommen Landsknechten gezogen iſt, woſelbſt er die Kleider und das Geld verſpielt haben wird.

25.

Die Frau und ihr Esel.

Zu Brumath ging eine Gärtnerin in ihren Krautgarten, der vor dem Dorfe lag, grasen; dabei sang sie und war guter Dinge. Ein Reiter, der von ungefähr vorüberritt, grüßte sie und sprach: „Liebe Frau, ihr seid sehr fröhlich. Ich glaube, daß ihr heute Nacht eine Braut gewesen seid.“ — „Ich weiß nicht, lieber Mann“, antwortete die Frau, „ob man wirklich so lustig und heiter ist, wenn man eine Braut ist.“ — „Gewiß ist es so“, bekräftigte der Reiter. — „Ei, nun,“ entgegnete das Weib, „dann bitte ich euch freundlichst, daß ihr mir meinen Esel da zu einer Braut macht! Er ist so träge und unlustig und läßt dabei fortwährend den Kopf auf die Seite und hinunter hängen, als ob er die größten Schmerzen ausstehen müßte. Wenn ihr imstande seid, ihn fröhlicher und beweglicher zu machen, so würde ich euch dafür gerne gut entlohnen.“ — „Das soll lieber der Teufel tun“, rief der Junker, „der Esel mag meinethalben als Jungfrau sterben. Im übrigen habt ihr mir aber gut geantwortet, liebe Frau.“ Sagt's und ritt rasch davon.

26.

Von einer Goldschmiedin zu Augsburg und einem Edelmann.

Auf dem Reichstag zu Augsburg war ein Edelmann, der dem Hofe des Kaisers nachzog. Er wohnte in einer schönen, großen Herberge und hatte vier oder fünf Pferde. Wenn er spazieren reiten wollte, so saß er im Hofe auf, sprengte bis zum Tore und ritt dann um den ganzen Raum einigemale herum. Er war ein hübscher, hochgewachsener, schlanker Mann und trug stets eine goldene Kette um seinen Hals. Zufälligerweise befand sich neben der Herberge das Haus eines reichen Bürgers, eines Goldschmieds, der ein schönes Weib besaß. So oft nun der Edelmann vor des Goldschmieds Haus vorbeisprengte und seine übermütigen Reiterkunststückchen zeigte, lag dessen Frau am Fenster und sprach vor sich hin: „Wie schön wäre es doch, mit diesem hübschen Manne ein paar Leinlachen

zu zerreißen!“ Das hörte einmal der Edelmann und er erwiderte: „Da würde ich wahrhaftig meine goldene Kette dafür geben.“

Dieſe Antwort freute die Frau und ſie ließ, als einmal ihr Gatte über drei oder vier Tage vom Hauſe abweſend war, den Junker fragen, ob er ſich noch an die Worte erinnern könne, die er vor einiger Zeit zu ihr geſprochen habe. „Ja“, ſagte der Edelmann zum Boten und begab ſich ſelbſt ſogleich zu ihr. Sie empfing ihn ſehr freundlich, führte ihn in ein beſonderes Gemach und ſtellte ſich dort vor ihn hin mit den Worten: „Ihr wißt wohl, um was es ſich handelt?“ — „Ja“, antwortete er, „es handelt ſich um die Kette“. Dabei nahm er ſie vom Halſe herunter und gab ſie der Frau. Dieſe ergriff ſie und verſchloß ſie ſchnell in einer großen Lade, die ihre Kleider barg.

Als die Frau am nächſten Morgen den Edelmann nach einer köſtlich vollbrachten Nacht entlaſſen hatte, wurde er nachdenklich und begann um ſeine Kette zu trauern. Sein Knecht bemerkte ſeine Niedergeſchlagenheit und fragte: „Junker, was fehlt euch?“ Der Edelmann ſprach: „Meinen Kummer kann ich niemand klagen“. Der Knecht fuhr aber fort: „Ei, Junker, es iſt doch immer ſo geweſen, daß einer, der Kummer hat, ſich ſeinen Freunden offenbart. Ich bin euer Diener und will mein Leben dafür hergeben, euch zu helfen.“ Alſo erzählte der Edelmann nach längerem Drängen dem Knecht das Abenteuer mit der ſchönen Goldſchmiedin und wie es ihm dabei mit ſeiner goldenen Kette ergangen war. Der Knecht antwortete: „Hier iſt nicht

ſchwer zu helfen. Vor kurzem hat uns die Frau einen Mörſer geliehen, in dem ich für einen kranken Gaul etwas zerſtoßen wollte. Den will ich ihr wiederbringen. Laßt es mich nur machen; eure Kette ſollt ihr beſtimmt wieder haben.“

Am anderen Tage, als der Goldſchmied und ſeine Frau gerade zur Mittagszeit bei Tiſche ſaßen, klopfte der Knecht an die Türe. Nachdem man ihn eingelaſſen, näherte er ſich dem Goldſchmied und ſagte: „Herr, hier ſchickt euch mein Junker den Mörſer, läßt ſich vielmals bedanken und begehrt die goldene Kette, die er eurer Frau dafür zum Pfande gelaſſen hat.“ Der Goldſchmied wurde zornig und fragte die Frau unwirſch, warum ſie für ein ſo geringes und wertloſes Ding ein ſo köſtliches und teures Pfand genommen habe. Die Frau aber ſprach: „Ich habe keine Kette erhalten.“ — „Du hörſt wohl, was der Knecht ſagt“, rief der Mann. Die Frau leugnete wie eine Diebin, der Knecht fuhr hingegen fort: „Mein Herr lügt nicht. Zum Beweiſe dafür läßt er euch ſagen, daß die Frau in ſeiner Gegenwart die Kette in eine Lade unter die Kleider legte.“ Der aufs höchſte aufgebrachte Mann erhob ſich, ſchloß die Lade auf, fand die Kette und gab ſie dem Knecht, der ſie nahm und fortging.

Die Frau folgte indeſſen dem Knechte ſogleich nach und ſprach zu ihm: „Sag deinem Junker, daß er in Zukunft in meinem Mörſer nicht mehr ſtoßen darf. Auch bin ich nicht gewillt, ihm meinen Topf, ſelbſt wenn er Hungers ſterben ſollte, zu leihen, damit er darin kochen könne. Ich habe ihm nach ſeinem Willen und

Gefallen mein Geschirr geliehen, er aber hat es mir durchlöchert und zerstoßen. Die Stücke kann ich mir jetzt selbst behalten."

Der Knecht gab dem Herrn die Kette und dieser ritt nun freudigst davon, nachdem es ihm so gut gelungen war, wieder einmal umsonst ein paar Leintücher zu zerreißen.

27.

Von einem Bettelmönche, der Sankt Christoph lobte.

Ein Almosen sammelnder Mönch zog einmal mit einer Reliquie Sankt Christophs von Dorf zu Dorf, um die Bauern damit zu betrügen, wobei er überall vorgab, er habe ein Zweiglein von jenem Baume, den der heilige Christoph in der Hand hatte, ferner eine seiner vorderen Taschen und den Deckel seiner Laterne. Dazu erhob er, wo es nur ging, in der Predigt seinen heiligen Klosterbruder über alle anderen Heiligen Gottes, weil er Gott auf seinen Schultern trug und fragte jedesmal von der Kanzel herunter die Bauern: „Wohlan, meine Lieben, kann mir einer von euch sagen, ob je ein Mensch heiliger als Sankt Christoph war, der Christus, unseren Herrn, so oft auf seinen Schultern herumgetragen hat? Wahrlich, niemand ist jemals auf Erden so heilig gewesen, als unser heiliger Christoph es war! Kein einziger auf der ganzen Erdenrunde!“ In diesem Ton sprach

er fort und trieb dies ſolange, bis die Bauern nicht mehr zuhörten und die Kirche verließen.

Einmal machte er den Bauern eines Dorfes wieder dieſe Komödie vor und konnte nicht genug den heiligen Chriſtoph rühmen, dem unter allen Geſchöpfen dieſer Erde allein die Ehre zuteil wurde, den Heiland auf ſeinen Schultern tragen zu dürfen. Aber unter denen, die ſeine Predigt anhörten, war auch ein Spötter, der nicht länger ſchweigen konnte und daher rief: „Lieber Herr, warum ſprecht ihr immer nur von Sankt Chriſtoph? Glaubt ihr nicht, daß man noch jemand finden könnte, der auch Chriſtus trug und ſogar in anderer Weiſe als Sankt Chriſtoph?“ Der Bettelmönch meinte, daß dies nicht möglich wäre. Der Bauer gab ihm jedoch zur Antwort: „Iſt nicht der Eſel, den der heilige Joſeph beſaß, ſeliger als euer Sankt Chriſtoph? Dieſer hat Chriſtus und ſeine Mutter auf ſeinem Rücken nach Egypten getragen und wieder zurück nach Paläſtina gebracht. Damit hat ihm auch Gott mehr Ehre erwieſen als dem heiligen Chriſtoph, der unſeren Herrn nur über einen Bach trug.“

Der Bettelmönch ſah jetzt, daß er das Spiel verloren habe; er beendete den Gottesdienſt und ließ die Leute fortgehen. Und da er ſehr wohl wußte, daß an dieſem Orte niemand mehr zu betrügen ſei, zog er am nächſten Morgen mit ſeinem Heiligtum in ein anderes Dorf.

28.

Wie ein Biſchof an einem Freitag Rebhühner aß.

In der ſpaniſchen Stadt Cordova wohnte ein Biſchof, der einmal an einem Freitag über Land ritt und in einer Herberge abſtieg. Der Wirt hatte unglücklicherweiſe keine Fiſche zu Hauſe, ſondern nur Rebhühner und anderes Geflügel. Der Biſchof hieß ihm alſo, zwei davon zuzubereiten und auf den Tiſch zu bringen. Als ſeine Diener hörten, daß ihr Herr an einem Freitag Rebhühner eſſen wolle, wunderten ſie ſich ſehr, umſo mehr, als er bisher dieſes Gericht nicht einmal an einem Sonntage verlangte und überdies an einem Freitag alle Fleiſchſpeiſen ſtreng verboten waren. Sie fragten ihn daher, ob er ſich nicht erinnern könne, daß Freitag ſei und ob er nicht wiſſe, daß er Rebhühner und nicht Fiſche vor ſich habe. „Gewiß“, entgegnete der Biſchof, „ich will ſie aber für Fiſche eſſen und nicht für Fleiſch“. Dieſe Antwort verſetzte die Diener in noch größeres Staunen.

Der Biſchof fuhr hingegen unbeirrt fort: „Wißt ihr denn nicht, ihr Narren, daß ich ein Prieſter bin? Und was dürfte ſchwerer ſein? Aus Brot den Leichnam Chriſti zu machen oder Rebhühner in Fiſche zu verwandeln?“ Er machte alſo unbedenklich ein Kreuz über die Speiſe und gebot, daß die gebratenen Vögel von nun an Fiſche ſein ſollen. Dann ſprach er: „Meine Worte waren ohne Zweifel ſtark genug, dieſe Rebhühner jetzt in Fiſche zu verwandeln. Wiewohl man es nicht ſieht, ſo muß man es doch glauben, denn der Glaube macht ſelig und erhält auch die Welt.“ Hierauf aß er die beiden Rebhühner mit großem Appetit und gab ſeinem Gefolge geſchabte Rüben, wie es der Faſttagbrauch bei den Welſchen iſt.

— Unſer guter Bruder Speckli hat es vor nicht langer Zeit ebenſo gemacht. Er aß einen Kapaun für einen Zeiſig und wunderte ſich dann, daß ihn auf ein ſo kleines Tierchen ſo bald dürſtete.

29.

Vom Erzbiſchof, der vier Füße hatte.

Der Erzbiſchof von Köln hielt einen Narren bei ſich, den er ſehr lieb hatte. Wo immer der Erzbiſchof weilte, mußte ſein Narr zugegen ſein und ſelbſt des Nachts an ſeinem Bette unten ſchlafen. Eines Tages hatte der Gottesmann eine Nonne zu ſich beſchieden, die in ſeinem Bette lag. Als er ſich nun ſchlafen legte, griff der Narr am unteren Ende des Bettes unter die Decke und wollte wiſſen, ob ſeines Herrn Füße auch genügend warm ſeien. Er ergriff einen Fuß und ſagte: „Iſt dieſer Fuß dein?“ — „Ja“, ſprach der Erzbiſchof. Er ergriff einen zweiten und fragte wieder, ob er ihm gehöre. Der Erzbiſchof antwortete: „Ja“. Jetzt nahm der Narr auch noch den dritten und vierten Fuß und fragte bei jedem, ob er ebenfalls dem Erzbiſchof gehöre. Dieſer bejahte es jedesmal ohne Bedenken. Nun konnte ſich der Narr nicht mehr halten, er ſprang auf, fing an laut zu lachen und lief ſodann zum Fenſter, wo er hinausrief, daß man Tür und Tor gut ver-

wahren möge, damit der Erzbiſchof, der vierfüßig geworden ſei, ihnen nicht davonlaufen könne. Im Bette ſeien ihm nämlich zwei Füße angewachſen, die er noch nicht hatte, als er ſchlafen ging.

Auf dieſe Weiſe erfuhren alle von dem Abenteuer des Erzbiſchofs. Narren und Kinder ſagen eben gerne die Wahrheit. Es iſt deshalb nicht immer gut, ſich viel um Narren anzunehmen oder zu kümmern, ſie ärgern gewöhnlich nur.

30.

Die Hose des heiligen Franziskus.

Zu Bologna war ein reicher Bürger, der eine hübsche Frau besaß, die sich einen Barfüßermönch zum Beichtvater nahm und ihm oft ihre Sünden klagte. Der Mönch verliebte sich bald in sie und sprach ihr solange zu, bis sie ihn erhörte. Aber eine Zusammenkunft wollte sich nicht recht fügen und so kam die Frau auf den Einfall sich krank zu stellen und das Bett zu hüten. Dann bat sie ihren Mann, er möge ihr ihren Beichtvater, damit meinte sie den Barfüßermönch, holen lassen, weil sie ihre Sünden zu bekennen wünsche. Der Mann tat, wie ihm befohlen ward.

Der Mönch kam und jedermann entfernte sich aus dem Zimmer. Sodann hörte er die Beichte der Frau und examinierte sie, so oft es beide für nötig hielten. Inzwischen hatte aber den Gatten das Beichthören unruhig gemacht und er besorgte, daß der Mönch seine Frau allzuviel fragen werde. Er klopfte an die Türe und wollte Einlaß haben. Dem Mönche wurde

jetzt die Zeit zur gründlichen Absolution zu kurz, er mußte sich schnell auf die Beine machen und davonlaufen, ließ jedoch dabei in der Eile seine Hose auf dem Bette der Frau liegen.

Der Mann, der bei seinem Eintritte das Kleidungsstück selbstverständlich sofort bemerkt hatte, begann zu fluchen und zu schreien, daß ein elender Schurke sein armes, krankes Weib notzüchtigen wollte, zeigte jedem die Hose und lief hierauf ungesäumt damit in das Kloster, erzählte die Geschichte den anderen Mönchen, drohte dabei dem erschrockenen Beichtvater und wollte ihn totschlagen.

Ein alter Mönch trat dem Manne entgegen und fragte ihn, ob er die Hose berührt habe. „Ja", sagte der Mann, „ich habe Lust sie zu verbrennen." — „Das sollst du bei deiner Seligkeit nicht tun, du bist auch gewiß nicht reich genug, sie zu ersetzen. Du hättest sie überhaupt nicht anrühren sollen, weil sie heilig ist und als besonderes Heilmittel für kranke Frauen verwendet wird. Unser lieber Bruder, den du schiltst und mit dem Tode bedrohst, hat sie mit unserer Erlaubnis und unserem Willen mit sich genommen, die Frau damit zu bestreichen, auf daß sie dadurch gesund werde. Du hast ihn indessen verjagt und hast ihm Unrecht getan, da es die Hose unseres heiligen Patrons Franziskus ist, die wir jetzt in einer großen und feierlichen Prozession wieder holen müssen. Begib dich darum schnell nach Hause und zünde die Kerzen an, damit bei unserer Ankunft alles bereit sei."

Der gute Mann ließ nach diesen Worten seinen Zorn fallen und ging rasch in sein Haus

zurück, um alles herrichten zu lassen. Die Hose legte er wieder auf das Bett seiner Frau und erklärte ihr, daß es die Hose des heiligen Franziskus sei, was er früher leider nicht gewußt habe. Der alte Mönch teilte inzwischen der Bruderschaft seine Ausrede mit, die allen wohlgefiel. Mit Kreuz, Fahne und einer ganzen Prozession zogen sie in Ordnnng vor das Haus des Bürgers, um die Hose des heiligen Franziskus zu holen und ins Kloster zurückzutragen. Sie empfingen sie mit großer Andacht, legten sie auf ein seidenes Kissen, wie eine überaus wertvolle Reliquie, trugen sie sodann auf den Händen hoch empor und gaben sie zuerst dem Hausherrn, dann der kranken Frau, die die Kraft der Hose besser kannte, als die Uebrigen im Hause und allen denen, die ihnen auf ihrem Wege begegneten mit großer Feierlichkeit und frommen Gebärden zu küssen. Dazu sangen sie heilige Lieder und begleiteten die Uebertragung der heiligen Hose des Sankt Franziskus in die Sakristei zu den übrigen Heiligtümern und Reliquien mit festtägigen Zeremonien.

Auf diese Weise war somit der Verdacht des Gatten, der die Hose fand, beseitigt, der Beichtvater kam zu seinem Kleidungsstück und die Frau konnte wieder gesund werden — kurz, alles war zu einem glücklichen Ende gekommen.

31.

Der Geiſt von Denzlingen.

Auf der Pfarre zu Lang-Denzlingen im Breisgau ſaß einmal ein junger Geiſtlicher, der, obwohl erſt vor kurzem aus Freiburg gekommen, ſich ſogleich mit der Frau eines Schuhmachers im Dorfe aufs innigſte befreundete. Um jeden Verdacht abzulenken, beſchloſſen die beiden, daß der Pfarrer, wenn er des Nachts käme und die Türe aufmache, zu der er einen Schlüſſel hatte, mit rieſigem Gepolter und Lärm ins Haus treten, durch die Räume ſtampfen und ſchließlich ihre Kammertüre, die ſie ihm offen ließe, drei- oder viermal aufmachen und wieder zuwerfen ſolle. Sie meinten, es würde ſich dann niemand, aus Furcht, daß ein Geiſt im Hauſe ſei, aus dem Bette regen und ſie würden mit Hilfe des ſchlauen Planes an das Ziel ihrer Wünſche gelangen.

Die Sache wurde ausgeführt. Der alte Schuhmacher lag in einem Stübchen neben der Kammer, wo er ſeine ungeſtörte Ruhe zu haben glaubte und ließ die Frau in der Kammer allein ſchlafen. Etliche Nächte hindurch herrſchte be-

reits ein Gepolter und ein Lärmen im Hauſe, zunächſt in der Hausflur, dann an des Mannes Stubentür und zuletzt an der Kammertür, ſo daß alle Bewohner des Hauſes ängſtlich und verzagt wurden. Nur morgens, ſobald ſich der Geiſt entfernt hatte, kam wieder Leben ins Haus und man traute ſich allenthalben aus ſeinen Schlupfwinkeln hervor. Aber das Geſinde wollte nicht mehr im Hauſe ſchlafen und auch der Alte wurde ſehr bekümmert. Im ganzen Dorfe ging das Gerede; niemand wußte Rat, wie man dem Geiſte beikommen könne.

Da faßte ſich endlich der Mann ein Herz, legte ſich einen Harniſch an, nahm eine Hellebarde zur Hand und beſchloß, dem böſen Geiſte entgegenzutreten. Er ſtellte ſich aber ungeſchickterweiſe an das obere Ende der Treppe, die zur Stube führte und wartete hier auf das Geſpenſt. Als es zwölf Uhr geſchlagen hatte, kam wirklich jemand hinten zum Garten herein und ging langſam ins Haus hinauf. Er hatte nichts anderes als gewöhnliche Kleider an, trug auch keine Larve, ſondern nur eine wunderlich lange Naſe im Geſichte.

Der Mann erwartete den Geiſt an der Stiege. Der Pfarrer kommt näher, poltert, ſtampft und ſchlägt um ſich. Dem Manne wird bereits das Hemd unter dem Harniſch heiß. Als er jetzt den Geiſt beim ſchwachen Mondſchein genauer beſieht, ruft er aus: „Hol' dich der Teufel, man ſollte glauben, daß du unſer Pfarrer ſeiſt, wenn du nicht die lange, ſchwarze Naſe hätteſt.“ Der Pfarrer, wohl etwas erſchreckt, ließ ſich aber dadurch nicht weiter beirren. Er geht mit der Naſe auf den Alten los, der aus-

weichen will, dabei aber rücklings die Stiege hinabfällt. Und während der Mann jämmerlich um Hilfe ſchreit, ſchlüpft der Pfaffe ſchnell in die Kammer.

Um nun nicht Argwohn zu erregen, nimmt die Frau ſogleich ein Licht und ſieht nach, wohin der Mann mit dem zinnernen Geſchirr rollte, hebt ihn auf und führt ihn ſchlafen. „Ich habe es dir doch immer geſagt," ſprach ſie zu ihm, „daß du dem Teufel machen laſſen ſollſt, was er will und dich lieber ſchlafen legen ſollſt! Es iſt wahrlich nicht gut, ſich den Geiſtern entgegenzuſtellen oder mit ihnen umzugehn". — „Ja", entgegnete der Mann, „wenn ich ihn nicht ſo genau geſehen hätte, würde ich einen Verdacht gegen unſern Pfarrer hegen. Denn er ſieht in allem unſerem Pfarrer aufs Haar gleich, hat aber ein ſo ſchwarzes Geſicht und eine ſo merkwürdig lange Naſe, daß ich meine, es müßte ein Pfaffe ſein, der bereits ſeit langen Jahren tot iſt. Indeſſen können ſich ja die Geiſter in der ſonderbarſten Weiſe verſtellen."

Fortan blieb jedoch der Mann in ſeinem Bette und forſchte nicht mehr nach dem Geiſte. Pfarrer und Frau konnten alſo ungeſtört zuſammenkommen.

32.

Der Schneider im Himmel.

Ein hinkender Schneider, der gestorben war, begab sich vor den Himmel, um Einlaß zu erhalten. Petrus aber wollte ihn nicht hineinlassen, weil er in seinem Leben den Leuten sehr viel Tuch gestohlen hatte. Der Schneider gestand es, bat um Verzeihung, versprach auch, es nimmer zu tun und wollte hinein, um sich auszuraſten, da er müde war und nicht mehr daran denken konnte, in seinem Zustande sich an einen anderen Ort zu begeben. Er wollte sich im Himmel hinter den Ofen setzen und alle unsaubere Arbeit verrichten, die niemand gerne tut, als: Kinder betreuen, ihnen die Windeln waschen, mit ihnen spielen, auskehren und fegen, wischen und bürsten, nur daß er nicht stark laufen dürfe, damit ihn seine wunden Füße nicht allzusehr schmerzen. So erbarmte sich denn hinterher der heilige Petrus des armen Mannes und ließ ihn ein.

Das war ungefähr zu Mittag, also um dieselbe Stunde, zu der Gottvater mit allen himmlischen Heerscharen in einem Garten außerhalb

des Himmels zu luſtwandeln und ſich zu erholen pflegt. Noch bevor ſich aber Gott hinausbegab, befahl er dem hinkenden Schneider, den Himmel zu überwachen und Sorge zu tragen, daß niemand etwas hinaustrage. Der Schneider verſprach mit vielen Worten, auf alles acht haben zu wollen. Somit gingen die anderen in den Garten.

Kaum waren ſie vor dem Tore, als der Schneider anfing, ſich im Himmel umzuſehen und ſchließlich in ſeiner Neugierde auf den Stuhl des oberſten Königs ſtieg, von wo aus man alles ſehen kann, was auf der weiten Erde geſchieht. Da erblickte er ein altes, häßliches Weib unten in einem Tale an einem Bache mit ſeiner Wäſche, das gerade einer anderen Frau heimlich zwei Schleier ſtahl. Weil er aber ſelbſt kurze Zeit vorher ſeiner eigenen Diebſtähle wegen von Petrus beinahe abgewieſen worden wäre und in hundert Aengſten war, draußen vor der Türe des Himmels bleiben zu müſſen und ſeine ewige Seligkeit zu verlieren, ſo war er jetzt dem Diebſtahl ſo feind geworden, daß er im Zorn über die alte Hexe da unten den Schemel ergriff, der vor dem Stuhle Gottes ſtand und ihn der Diebin beim Bache derart in die Rippen warf, daß ſie umfiel. Sie erſchrak und wußte nicht, welcher Teufel nach ihr geworfen habe, lief aber ſogleich nach Hauſe und ließ die Schleier liegen. Dadurch hatte die andere Frau ihr Eigentum wieder erhalten.

Als nun der oberſte König wieder mit ſeinem himmliſchen Heere zurückkam und ſah, daß der Schemel vor ſeinem Stuhle fehlte, fragte er ſo-

fort, wer ihn weggenommen habe. Zuletzt fand er den hinkenden Schneider und fragte ihn, wo er den Schemel hingetan habe. Der Schneider erzählte ihm die ganze Geschichte, wie er da unten auf Erden die alte Bettel zwei Schleier nehmen sah und ihr diesen Diebstahl mit dem Schemel heimgezahlt habe. Verwundert hörte der oberste König zu und sprach, als er alles vernommen: „O, lieber Sohn, wenn ich wie du gleich zur Rache geneigt wäre, wie glaubst du, daß es mir längst schon ergangen wäre? Seit vielen Jahrhunderten bereits würde ich da weder Stühle, Bänke oder Knüttel, ja kaum mehr eine Ofengabel haben, ich würde alles an den Leuten auf der Erde zertrümmert haben. Dafür aber, daß du ohne Befehl Vergeltung geübt und diese mit meinem Gute ausgeführt hast, mußt du wieder vor die Türe hinaus; dort kannst du sehen, wo du dich hinwenden wirst! Hier dagegen soll kein anderer strafen als ich selbst!“

Damit mußte der hinkende Schneider auf der Stelle hinaus. Zu allem Unglück waren noch seine Schuhe zerrissen und seine Füße voll Blattern und Wunden, so daß er nur mühsam gehen und sich mit einem Stocke in der Hand gegen „Wart-ein-Weil“ schleppen konnte. Dort aber ist er heute noch bei den frommen Landsknechten, zecht und ist guter Dinge.

33.

Von einem Sakriſtan, der ſich über die Pfarrer beklagt.

Einmal beklagte ſich ein armer Sakriſtan, daß er den Pfaffen dienen müſſe und ſie dafür jederzeit das Geld, die Früchte, den Wein und die Zinsgulden einnähmen, ihm aber kaum das harte Brot überließen, womit er ſich, ſein Weib und ſeine Kinder ernähren ſollte.

Dieſen Sakriſtan fragte nun einer, ob das, was er ſage, auch alles der Wahrheit entſpreche. Der Sakriſtan antwortete: „Nicht nur dieſes iſt wahr, ſondern auch, daß ſie uns auf mancherlei Art in die größte Dienſtbarkeit zu bringen gewußt haben. Zunächt iſt ihnen ein Mittel eingefallen, durch das wir gezwungen ſind, ihnen unſere Heimlichkeiten in der Beichte zu ſagen. Anderſeits müſſen wir in die Kirche gehen und unſer durch ſauren Schweiß und Arbeit erworbenes Geld in Opferungen und Stiftungen hingeben, während ſie, auch wenn ſie nicht in die Kirche gehen, dennoch ihren beſonderen Lohn

dafür haben. Und wenn sie schon in die Kirche kommen, so haben sie sich die Glocken erdacht, damit sie sich eine Freude bereiten und ihnen der Gesang lieblicher vorkommt. Drittens haben sie die Orgeln für ihre eigene Erbauung und Lust herstellen lassen, damit sie selbst um so weniger zu singen brauchen. Eines fehlt ihnen nur noch, auf das sie Tag und Nacht sinnen, um es zuwege zu bringen, daß nämlich wir für sie zum Teufel in die Hölle fahren. Dann wären alle ihre Wünsche erfüllt und das Himmelreich für sie auf Erden und im Jenseits. Das weiß ich alles sehr gut und habe es auch öfter von ihnen selbst gehört, insbesondere vom Pfarrherrn von Kappel, der Herr Lupi hieß und einen Vers aus dem Alexander ausgelegt hat, wie ich euch sagen werde. Der Vers lautet:

Dant duo bos, impos, compos custosque sacerdos.

Auslegung. Impos, die Bauern. Dant, sie geben. Duo bos, zwei Ochsen. Sacerdos, dem Priester. Compos, die Ueberbleibsel. Custos, dem Sakristan. Darum bleiben wir immer die armen Sakristane und sie die reichen Pfaffen."

Damit endete er seine Klage und ging heim.

34.

Der Ritt unter dem Eise.

Zur Zeit, als der große Krieg gegen die Türken herrschte und man den ganzen kalten Winter hindurch in Ungarn bleiben mußte, führte ein böhmischer Reiter etwa dreihundert Pferde und brachte sie bei Krems an die Donau, wo sie gerne hinübergegangen wären. Die Donau war wohl zugefroren, aber die Reiter schwer angezogen, daher sie auf das Eis und die Brücke nicht recht vertrauen konnten. Sie losten nun einen unter ihrem Trupp aus, der mit seinem Pferde über das Eis reiten sollte, um zu versuchen, ob es halte oder nicht. Dieser war aus Oesterreich und wußte jeden Weg und Steg. Er hieß die übrigen am Ufer solange warten, bis er ihnen zurufen würde, daß sie ihm nachfolgen sollen.

Hierauf begab er sich auf das Eis und kam bis in die Mitte der Donau. Dort vermochte es ihn jedoch nicht mehr zu tragen, das Eis

brach ein und Mann und Gaul ſanken in das Waſſer bis auf den Grund. Es war dort ſehr finſter und der Reiter konnte unter dem Waſſer kaum ſehen, wo er überall herumritt; ſo trabte er denn ganz bequem fort, etwa bis an den fünften Tag, an dem es ſehr hell und kalt war. Plötzlich ſah er einen Schein durch das Eis brechen. In der Hoffnung, daß das Eis an dieſer Stelle nicht ſo dick ſei als anderswo, ritt er hinzu und konnte auch in der Tat mit ſeinem Reitſpieß ein Loch durch die Eisdecke ſtoßen. Nachdem er auf dieſe Weiſe die Oeffnung groß genug gemacht hatte, bemerkte er zu ſeiner Ueberraſchung, daß ſie ganz nahe dem Ufer war. Er gab jetzt ſeinem Gaul die Sporen und war mit einem ſtarken Sprunge am Land, wo er ſah, daß er ſich in der Nähe Kloſterneuburgs befand. Raſch ritt er in das Kloſter und gab dem Pferde Futter, denn es hatte bereits fünf Tage lang nichts gefreſſen, dafür aber genug zu trinken gehabt. Er ſelbſt zog ſich aus und trocknete ſeine ganz durchnäßten Kleider.

Kaum waren einige Stunden verfloſſen und der Abend hereingebrochen, als auch ſchon ſeine Kameraden zu ihm kamen, die bei Stein über die Donau gegangen waren. Als ſie ihn ſahen, verwunderten ſie ſich ſehr und fragten, wie es ihm unter dem Waſſer ergangen ſei. Er erzählte ihnen ſein ganzes Abenteuer, wie er in das Waſſer geſunken, dann ſo lange am Grunde herumgeritten ſei, bis er endlich bei Kloſterneuburg wieder heraufkam und wie es da unten ſo finſter geweſen wäre, daß man kaum ſeinen Nebenmenſchen hätte ſehen können. —

Nachdem ſie ſich einige Zeit aufgehalten hatten, ritten die Reiſigen miteinander ins Land der Türken, wohin ihnen der Reiter den Weg wies. Denn er verſtand es, ſowohl auf dem Lande oben als auch unter dem Eiſe zu reiten und ich dürfte wohl nicht lügen, wenn ich behaupte, daß er auch fliegen konnte.

35.

Von anderen Abenteuern eines Reiters.

Ein Buchdrucker und Bürger zu Straßburg wurde kriegslustig und zog ins Feld. Er hieß Martin Breyt und nahm während des Krieges insbesondere an der Belagerung von Mezières teil. Als diese aber infolge der Tapferkeit der Belagerten allzusehr in die Länge gezogen wurde, langweilte dies den Straßburger, der sich für einen Edelmann ausgab und er dachte, es einmal durch ein kühnes Reiterstücklein zu versuchen, in die eingeschlossene Stadt zu gelangen. Er machte sich also auf und sprengte der Stadt zu, in der er einen Feind gefangen zu nehmen und mit sich ins Lager zu bringen hoffte.

Tagsvorher hatte jedoch ein großes Scharmützel zwischen den beiden feindlichen Teilen stattgefunden und viele Tote und Verwundete bedeckten die Walstatt, unter denen sich auch ein schwerverletzter ehemaliger Freund und Waffengenosse Martin Breyts befand. Als dieser des herankommenden Reiters ansichtig wurde, rief er ihn an und bat ihn: „O lieber Junker Martin

Breyt, befreit mich um Gotteswillen von dieſer Marter, denn ich kann weder ſterben noch je geſund werden!“ Martin Breyt ward vom Mitleid bewegt, ſtieg vom Gaul ab, nahm ſein Schwert zur Hand und ſchlug dem Verwundeten das Haupt ab. Wer ſollte es aber glauben, was da geſchah? Der Tote, dem das Haupt vom Rumpfe getrennt war, ſprach: „O lieber Junker, möge es euch Gott tauſendmal vergelten, daß ihr mir aus meiner Pein geholfen habt. Ich will es euch gewiß in Ewigkeit nimmer vergeſſen.“

Da Martin Breyt nach dieſem Abenteuer von ſeinem Vorhaben nicht abſtehen wollte, ſo ſetzte er ſich wieder auf ſein Pferd und jagte der Stadt in größter Eile zu. Er kam an das Tor; wie er aber gerade durch dieſes in die Stadt hineinreiten wollte, ließ der Torwächter plötzlich das Schutzgatter fallen, das den Gaul derart hinter dem Sattel am Rücken traf, daß es ihm den Hinterteil vollſtändig abſchlug, der auf der Stelle liegen blieb.

Martin Breyt achtete hingegen darauf nicht, ſondern galoppierte mit dem vorderen Teile des Pferdes bis auf den Markt, wo er es herumwarf und ihm aufmunternd zurief: „Vorwärts, Mutz!“ Dabei bemerkte er erſt, daß er ja nur ein halbes Tier hatte, dem das Heu, das es am Morgen gefreſſen hatte, hinten noch heraushing. Der Mann erſchrak, aber ſofort fiel der Gaul auch ſchon um und ſtarb.

Nun ſtand der gute Mann ohne Pferd inmitten der Feinde. Dieſe kamen auch gleich herbei und brachten ihn, der nicht mehr flüchten

konnte, in Gefangenschaft, aus der er sich nicht anders als durch ein Lösegeld in der Höhe seines Soldes von sechs Monaten befreien konnte. Er erlegte diese Summe und mußte sich also nach dem kühnen Streiche, der ihm das Pferd und das Geld gekostet hatte, zu Fuß zu den Seinen zurückbegeben.

Es war wirklich ein gefährliches Wagnis. Hätte das Schutzgitter das Pferd vorne getroffen und ihm den Kopf abgeschlagen, so hätte es nicht mehr gesehen, wo es hinlaufen sollte und es würde sich sicherlich an allen Ecken und Enden gestoßen haben, ehe es mit seinem Reiter wieder in das Lager gekommen wäre. [1])

[1]) Den Schluß dieser Erzählung, der unbedeutend ist, haben wir weggelassen.

36.

Hensel von Singen und sein Hund.

Hensel von Singen, der Narr des Markgrafen Philipp von Württemberg, ging einmal, als er noch jung war, mit seinem Hunde durch einen Bach. Als er das Wasser durchwatet hatte und an das andere Ufer trat, wo der Hund auf ihn wartete, sagte er zu ihm: „Höre, mein Lieber, habe ich jetzt nicht eine große Narrheit begangen, da ich durch den Bach gegangen bin? Wenn ich darinn ertrunken wäre und es mein Vater, er nannte seinen Herrn stets seinen Vater, erfahren hätte, so würde er es mir nicht verziehen haben und ich hätte mich unzweifelhaft mit Ruten streichen lassen müssen. Ich bitte dich darum vielmals, sage es niemand! Ich will dir nachher bestimmt den halben Teil von meinem Gebratenen dafür geben.“

Der Hund hat sich das Gebratene verdient, denn er hat niemand davon etwas gesagt. Vorzüglich erhielt er es aber deshalb, weil der Narr glaubte, es wäre des Hundes freier Wille gewesen, zu verschweigen, was er gesehen.

Anhang.

Wir bringen auf den folgenden Seiten auszugsweise den Inhalt der übrigen, in Freys „Gartengesellschaft" enthaltenen Schwänke, in der Art, wie dies bereits im ersten Bändchen, dem „Wegkürzer" des Martin Montanus, geschehen ist und bemerken, daß wir auch hier jene Nummern, die nur unflätiges enthalten oder sonstwie belanglos sind, unberücksichtigt ließen.

Nr. 2. Von den Bauern, die einen lebendigen Herrgott haben wollten.

Krasse Bauerndummheit ist es, die uns in diesem Schwanke zur Anschauung gebracht wird. — Die Bauern von Wintershausen frägt ein Bildhauer, von dem sie sich an Stelle ihres zerbrochenen Herrgotts einen neuen schnitzen lassen wollen, ob sie einen lebendigen oder toten möchten. Sie sind infolge dieser Frage unschlüssig und verlangen erst zu wissen, welcher von beiden billiger zu stehen komme. Als der Meister ihnen hierauf erklärt, daß der erstere weniger Arbeit brauche als der letztere, entschließen sie sich für einen lebendigen Herrgott, den sie ja, wie sie meinen, wenn er sich „krautig" mit ihnen verhalten, d. h. sich nicht fügen sollte, gelegentlich totschlagen könnten, um dann auch für die Ostertage einen toten Herrgott zu haben.

Nr. 4. Von einem Schuhmacher, der einem Bauern die Füße beschneiden wollte.

Ein Schuhmacher, der einem Bauern die neuen Schuhe zu klein gemacht hat, will die Schuld an

deren Unbrauchbarkeit nicht seiner eigenen Ungeschicklichkeit, sondern der Beschaffenheit der „knollechtigen“ (mit knolligen Auswüchsen versehenen) Füße des Bauern zuschreiben und sie daher im Ernste mit seinem Kneipmesser zurecht schneiden. Der Bauer, der anfangs über den ungeschickten Schuster erzürnt ist, wird schließlich durch dessen, für ihn anscheinend vernünftige Darlegung besänftigt, läßt sich aber die Füße nicht beschneiden, sondern bezahlt die verpfuschten, für ihn unbrauchbaren Schuhe und geht.

Nr. 9. Von einem verdorbenen Müller, der betteln ging.

Ein abgewirtschafteter Müller, der einen Bäcker um ein Stück Brot anbettelt, wird von diesem gefragt: „Wie viele Bauern hast du gehabt, die bei dir gemahlen haben?“ Als der Müller antwortete, daß er neunzehn hatte, meinte der Bäcker entrüstet: „Und da konntest du dir nicht genug stehlen, um jetzt nicht betteln gehen zu müssen?“ — Natürlich ist der Schwank eine bloße Satire auf die Müller (Vgl. auch Nr. 116), die ihrer Diebstähle wegen gerne zum Zielpunkt des Spottes der Bauern gewählt wurden.

Nr. 11. Ein Jude wurde Christ, verdarb und ward wieder reich.

Ein reicher Jude, der vom Wucher lebte, wurde Christ und verarmte nun, weil ihm seine neue Religion das Wuchergeschäft verbot. Der so durch Krankheit und Not ziemlich Herabgekommene findet jedoch eines Tages zufällig ein Säckchen mit Edelsteinen und ist jetzt, wieder reich geworden, nicht mehr gewillt, sein Gut den Armen zu geben, also christlich zu handeln, sondern eher geneigt, zum jüdischen Glauben zurückzukehren, um sein neues Vermögen nicht noch einmal zu verlieren.

Nr. 24. Es wollte einer tausend Gulden geben, daß man ihn in aller Welt kennt.

Wie schon der Titel sagt, ist von einem Ruhm-

süchtigen die Rede, der sich nichtsdestoweniger von einem seiner Bekannten eine Zurechtweisung gefallen lassen muß, die wir hier hersetzen wollen. „Es wäre wohl für dich besser", sagte er, „du ließest dich zweitausend Gulden nicht reuen und wendest sie für dich selber an, indem du nach der Art, wie du lebst, trachten sollst, daß dich lieber gar niemand kenne. Denn sobald man dich kennen lernt, bist du zweifelsohne in Gefahr, viel mehr Schande und Schmach als Ruhm und Lob zu ernten."

Nr. 27. Von einem, der seiner Gemeinde den Kuckuck rettete und ihnen der Wolf ein Pferd dafür fraß.

Während ein Bauer einem Kuckuck, der zu demselben Gemeindegebiete gehört, einen fremden Kuckuck durch stärkeres Geschrei übertrumpfen hilft, kommt ein Wolf, überfällt und frißt das Pferd dieses Tölpels, der auf dem Baume oben sitzt, um besser kuck! kuck! rufen zu können. Er klagt nun den Vorfall seinen Gemeindegenossen, die ihm, in anbetracht des großen Verdienstes, daß er mithalf, einen fremden Kuckuck zu überschreien, den Verlust des Pferdes vollauf ersetzen.

Nr. 31. Von einem Bauern, der ein Schwein mästen wollte.

Ein Bauer gab seinem Schweine nur zweimal täglich zu fressen und beklagte sich hinterher über dessen Magerkeit. Als man ihm bedeutete, dem Tiere öfter Futter zu geben, damit es fetter werde, war er erstaunt und meinte, daß er ja auch nicht öfter als zweimal im Tage esse und dazu ein „vernünftiger" Mensch sei, der schwer arbeiten müsse, die Sau aber als unvernünftiges Tier bloß schlafen und sogar mehr als zweimal Mahlzeit halten wolle. Natürlich schlug nach dieser Einsicht der ergrimmte Mann das „unnütze" Schwein auf der Stelle nieder.

Nr. 32. Von einem Almosensammler aus Sankt Sebastians Bruderschaft.

Ein von der St. Sebastian-Bruderschaft zu Worms

zum Sammeln von Almoſen ausgeſchickter Bettelmönch bekennt einem Pfarrer, der ſich über ſeinen geringen Lohn von zwanzig Gulden verwundert, daß er ſich freilich mit dieſem Gelde nicht zufrieden geben könne, ſondern bei ſeinem Geſchäfte auch fleißig an ſich ſelbſt denke, ohne jedoch vom heiligen Sebaſtian, den er deshalb über alle Heiligen erhebe, bei ſeinen Mitbrüdern jemals verraten zu werden.

Nr. 36. Von eines Bauern Sohn, der in der Faſtnacht ins Wirtshaus ging.

Ein betrunkener Bauernburſche, der von ſeinen Zechkumpanen nachhauſe getragen wird, verlangt von ſeiner Mutter, daß ſie ſich über die ihrem Sohne widerfahrene Ehre freuen möge, den man ſo herrlich wie den Papſt herumtrage. Gleichzeitig verſpricht er ihr, ſich nächſtens wieder zu betrinken, um abermals dieſer Ehre teilhaftig zu werden.

Nr. 37. Ein Bauer hatte großes Leid um ſein Weib und Kind, die ihm geſtorben waren.

Ein Schweizer Landmann aus dem Dorfe Horb am Luzernerſee, dem ſein geliebtes Weib und Kind während einer Epidemie ſtarben, tröſtet ſich ſchließlich mit den Worten: „Ich habe all mein Lebtag gehört, daß alles das, was einem lieb iſt, am allererſten der Teufel holt!“

Nr. 38. Mit unſerm Herrgott kriegt ein Bauer um des Wetters willen, weil er nicht Heu machen konnte.

Bauern, die mit Gott unzufrieden ſind, begegnen wir öfter in dieſen Schwänken (man vergleiche die Nrn. 63 und 69 dieſes Anhanges)und ſind auch in unſerer Zeit nicht ſelten in den Kalendergeſchichten und Dorfgängen Anzengrubers, ſowie in den Novellen und Waldgeſchichten Roſeggers zu finden. — Hier iſt es ein Bauer, der infolge des ſchlechten Wetters ſein Heu nicht unter Dach und Fach

bringen kann und deshalb meint, es könne sich Gott niemals die Liebe der Menschen sichern, wenn er ihnen gegenüber nicht auch seine Pflichten erfülle.

Nr. 46. Ein Esel ist geduldiger als ein Mönch.

Ein ungeduldiger Mönch schlägt auf eine kleine Veranlassung hin seinen Esel und muß sich dafür von einem Bauern eine Belehrung über christliche Langmut und geistlichen Sinn gefallen lassen.

Nr. 48. Von einem groben, ungehobelten Bauern.

Der Sohn eines Bauern wird von der Herrin des Schlosses für die Ueberbringung von Aepfel mit Speise und Trank bewirtet. Da er auf ihre Fragen in recht derber Weise Antwort gibt, trägt sie ihm auf, seinen Vater zu schicken, den sie belehren will, dem Jungen die unflätigen Redensarten nicht ungestraft führen zu lassen. Als jedoch der Bauer erscheint, muß sie aus seinen Aeußerungen hören, daß eigentlich der Junge noch — „gebildeter" sprach, als der Alte. Erzürnt jagt sie den Rüpel aus dem Hause.

Nr. 49. Von einem Herren, der das Lästern verbieten lassen wollte.

Er billigt und genehmigt ein Gesetz gegen das Fluchen, Gotteslästern und ungehörige Schwören, flucht aber selbst in der gemeinsten Weise weiter.

Nr. 58. Von einem Pfarrer, der ein Kind taufte.

Bei einer Taufe erwidern die Leute, so oft sie der Pfarrer frägt, wie sie das Kind nennen wollen, beharrlich mit den Worten: „Es ist ein Maidlein". Der erzürnte Pfarrer bedeutet ihnen, daß er wohl Bube und Mädel unterscheiden könne, aber nach dem Namen frage, den das Kind in der Taufe erhalten soll. Jetzt erst erhält er die richtige Antwort.

Nr. 63. Von einem Kranken, der von Gott an die zwölf Apostel appelliert hat.

Ein pestkranker Bauer, der nicht sterben will, ist gegen Gott aufgebracht, weil er ihn in seinen

rüſtigſten Jahren und während ſeine Nachbarn geſund blieben, abberufen wolle. Er appelliert auch aus dieſem Grunde an die zwölf Apoſtel, als den Richtern, die Chriſtus einſetzte, damit ſie über dieſes Unrecht Gottes zu ſeinen Gunſten entſcheiden mögen. Dem Pfarrer, der ihn vor Gotteslästerungen warnt und ihn rät, ſich in den Willen deſſen zu ergeben, der nur die Seinen mit Unglück heimſucht und alle jene, die ihm beſonders lieb und wert ſind, am erſten zu ſich ruft, antwortet er entrüſtet: „Wenn das wahr iſt, ſo wollte ich lieber, daß er mein Todfeind wäre. Dann überließe er mich meiner Arbeit und ich brauchte auch nicht in Furcht und Sorgen des Todes zu ſtehen, ſondern wäre von ihm unbehelligt, da ich vor ihm auf der Hut wäre und ihn, als meinen ärgſten Feind, mir niemals nahe kommen laſſen würde.“

Nr. 66. Von einem Edelmann, der alles Geſchirr vom Tiſche zum Fenſter hinauswarf.

Der Wirt wirft eine mißratene Speiſe ſamt dem Teller zum Fenſter hinaus und der immer zu Späßen geneigte Edelmann ahmt es ihm mit dem ganzen Gedecke, als Speiſen, Teller, Schüſſeln, Töpfe, Löffeln, Gabeln und Tiſchtuch nach. Dem erſchrockenen Wirte und ſeinen erſtaunten Freunden gibt er hierauf die Erklärung: „Ich habe eben, Herr Wirt, als ihr die Speiſe hinabwarft, nicht anders gedacht, als daß wir unten im Hofe eſſen müſſen. Ich habe euch daher nur behilflich ſein wollen und alles andere zuſammen nachgeworfen, damit man es dort unten um ſo früher wieder herrichten könnte.“

Nr. 69. Von einem Bauern, der nicht ſterben wollte.

Wie in Nr. 63 iſt auch hier der Bauer erzürnt, daß Gott ihn von der Erde nehmen wolle, obwohl er noch gar nicht zu ſterben gewillt ſei und meint, daß es ungerecht ſei, ihn in der Erntezeit, der Zeit der größten Arbeit, ans Krankenbett zu feſſeln. Trotzig erhebt er ſich und begibt ſich auf das Dach ſeines Hauſes, um die ſchadhaften Stellen mit Stroh zu decken. Man holt jedoch den Armen

herunter und bringt ihn in seine Stube zurück, wo er bald darauf stirbt.

Nr. 90. Zwei Studenten betrügen einen Scharwächter.

Der Baseler Goldschmied Urs Graf spannt nachts Seile über die Straße und die Studenten locken mit seinem Einverständnisse durch scheinbaren Waffenlärm die Nachtwächter herbei. Diese purzeln der Reihe nach über das gespannte Seil und werden dann vom Goldschmied, der den Nichtbeteiligten spielt, beim Aufleſen ihrer Waffen und des Rüſtzeuges „mitleidig“ unterstützt.

Nr. 92. Eine Pfaffenmagd tat alle Dinge, bevor es ihr geheißen ward.

Ein Pfarrer rühmt seinen Gästen die Sorgsamkeit und den Fleiß seiner Magd. Scherzweise bemerkt einer der Anwesenden, er möge sie fragen, ob sie auch schon seinen neuen Tuchrock, den er zur Kirchweih angehabt, gewaschen habe. Die Magd hört diese Worte in die Küche hinüber und eilt sogleich fort, den Rock ins Wasser zu stecken und so einem Befehl, wie sie glaubt, wieder zuvorzukommen. Als hierauf der Pfarrer wirklich frägt, muß er zu seinem Schrecken erfahren, daß der Tuchrock bereits im Wasser liege. Er unterläßt es von nun an natürlich, die Diensteifrigkeit seiner Magd zu loben.

Nr. 95. Von einer reichen Witwe zu Cannstadt.

Sie hat einen heimlichen Verkehr mit einem Schreiber, der eines Tages wegen Totschlag angeklagt erscheint. Um den wirklich unschuldigen Mann zu retten und sich den Liebhaber zu erhalten, geht sie hin und offenbart dem Richter des Städtchens, daß er in jener Nacht, in der der Mord verübt wurde, bei ihr geweilt habe. Die Geschichte schließt mit den Worten: „Damit erlöste die Witwe den jungen Mann von der Gefangenschaft und machte sich selbst vor aller Welt zu einer niedrigen Dirne.“ — Diese Erzählung wurde mit einigen Abänderungen auch dramatisch verwertet.

Nr. 96. Von einem Pfarrer, der nicht wollte, daß die Bauern die Tröge in die Kirche ſtellen.

Er verteidigt damit ſeine Buhlerei bei den Bäuerinnen, indem er die Kirche ſeine Frau nennt, mit der die Bauern dann ebenſowenig zu ſchaffen hätten, wie er mit den Weibern der Bauern. Weil er dieſen erlaubt, in die Kirche, alſo zu ſeiner Frau zu kommen, dort beten und ihre Abgaben für ihn hineinſtellen laſſe, ſo müßten ſie, meint er, das Recht der Gegenſeitigkeit anerkennen und ihn auch zu ihren Weibern gehen laſſen.

Nr. 98. Von einem Doktor der Arzneikunſt.

Der Schwank iſt eine humorloſe Scheltrede auf die Geldgier der Aerzte. Wie man noch heute auf die Meinung ſtößt, daß ein gutes Hausmittel tauſendmal beſſer ſei, als die beſte Medizin eines Arztes, ſo rühmt auch hier einer das Tränklein eines Bauern, das ihn geſund machte, während die Arznei des Doktors ſein Uebel nur verſchlimmerte.

Nr. 104. Ein Jude und ein Chriſt diſputieren miteinander vom Glauben.

Der Jude behauptet, daß die Chriſten nicht hielten, was ihnen von ihrem Heiland befohlen wurde und zitiert zum Beweiſe den Ausſpruch: „Wenn dich jemand auf die eine Wange ſchlägt, ſo halte ihm auch die andere hin“. Der Chriſt bietet nun dem Juden beide Wangen dar und läßt ſich ſchlagen. Hierauf bringt er aber einen anderen Ausſpruch der Bibel: „Mit welchem Maß du miſſeſt, mit ſolchem Maß ſoll auch dir gemeſſen werden“ vor und ſtößt dabei den Juden mit der Fauſt über den Rand des Schiffes, auf dem ſie eben über den Rhein fahren. Glücklicherweiſe gelingt es den Schiffsleuten, den armen Teufel vor dem Ertrinken zu retten.

Nr. 105. Ein anderer Jude diſputiert auch von unſerem Chriſtus.

Auch in dieſem Schwanke wird der Jude am Schluße der Diſputation über den Glauben miß-

handelt. — Ein Jude will einem Edelmanne beweisen, daß sein Gott älter sei als Christus; es sei der Gott, der Himmel und Erde erschaffen habe und seit Anbeginn der Welt regiere. Der Edelmann antwortet, daß der Gott der Christen ebenso alt wäre, als der Gott der Juden, wenn ihn die letzteren nicht gekreuzigt hätten. Diese Erinnerung an das durch die Juden verschuldete Leiden Christi macht den Edelmann nun wütend und er wirft den Mann mit der gelben Mütze die Stiege hinab.

Nr. 106. Von einem Priester, der einem anderen Priester seine Trunkenheit beichtete.

Der Priester ruft entrüstet die Beichte des betrunkenen Amtsbruders, der ihm seine Volltrunkenheit bekennt, in der Kirche aus und weist ihn an, sich vom Teufel die Absolution erteilen zu lassen.

Nr. 108. Von einem Frauenbrüdermönch, der den Einzug unseres Herrn in Jerusalem gepredigt hat.

Nicht auf einem Esel, sondern hoch zu Roß, meint er, umgeben von einem reichen Gefolge in goldenen und damastenen Gewändern sei Christus in Jerusalem eingezogen. (Der Mönch will damit den Aufwand der Bischöfe und anderer kirchlicher Oberen rechtfertigen).

Nr. 111. Von einem Bauern, der Schultheiß ward.

In diesem Schwanke wundert sich der ehemalige Roßhirt über Gottes Fügung, daß ihn die Bauern zum Schultheiß ihres Dorfes machten. Er beklagt sich aber gleichzeitig über die schwere Aufgabe, Richter in einem Dorfe von sieben Einwohnern zu sein. — Sie fällt ihm ohne Zweifel so schwer, wie einem Fürsten die Verwaltung von sieben Reichen.

Nr. 113. Von einem Bauern, der die Geburt unserer lieben Frau für die Beschneidung nahm.

Ein Bauer, der selten in die Kirche geht, vergißt beinahe den halben Spruch, den ihm der Pfarrer

am Tage des Festes Mariä Geburt anempfohlen hat und verwechselt darin zum Ueberfluß die Beschneidung Christi und Geburt Marias derart, daß er schließlich von einer Beschneidung der heiligen Maria redete. Als ihn der Pfarrer aufmerksam macht, daß Christus, aber nicht Maria beschnitten wurde, läßt er sich nicht belehren und antwortet: „Es ist so lange her, da dies (nämlich die Beschneidung Christi) geschehen ist, daß man es kaum mehr glauben kann. Ich habe es nicht gesehen und kann es darum auch nicht glauben. Wenn ein Ding nur vor vier Wochen geschehen ist, so will man es schon heute nicht mehr glauben. Ob nun unsere liebe Frau beschnitten oder geboren worden ist, weiß ich nicht, denn es ist alles geschehen, bevor ich auf der Welt war. Es kann sein, kann aber auch nicht sein; ich glaube es nicht, weil ich es eben nicht gesehen habe. Hätte ich es gesehen, so würde ich es glauben In Summa: was ich nicht sehe, das glaube ich nicht und Ihr werdet mich, Herr Pfarrer, niemals dazu überreden." — Der ungläubige Thomas entfernte sich hierauf und ließ den Pfarrer stehen.

Nr. 116. Welches die frommen Müller sind.

(Man vergleiche dazu Nr. 9). Ein Müller wird seiner Diebstähle wegen von der Mühle gejagt und die herrenlose Mühle demjenigen angeboten, der noch niemals gestohlen hat. Der Bürgermeister des Ortes, der zweifelt, jemals einen solchen Müller zu finden, schlägt deshalb für die Stelle das — neugeborene Söhnchen des Stadtmüllers von Solothurn vor. Dieses werde, meint er ernstlich, sicherlich noch nicht gestohlen haben.

Nr. 119. Von einem Schlosser, der an den Sattel anfror.

Eine Münchhauseniade, die aber nicht an die beiden im Hauptteile Nr. 34 und Nr. 35 vollständig mitgeteilten Erzählungen heranreicht — Ein Schlosser friert an einem kalten Wintertage während eines längeren Rittes mit dem Leib an den Sattel

an. Die Leute aus einer Herberge müſſen ihn ſamt dieſem vom Pferde heben und zum Ofen bringen, wo endlich das Eis ſchmilzt und der Mann von dem angefrorenen Sattel befreit wird.

Nr. 126. Ein Dieb, den man henken wollte, bat den Pfarrer, er möge das Nachtmahl für ihn eſſen.

Ein Beiſpiel von Verſtocktheit eines Verbrechers. — Dem Pfarrer, der von Buße, Beſſerung und ewiger Seligkeit ſpricht, bietet er an, für ihn in den verſprochenen Himmel zu gehen.

Nr. 127. Von einem Studenten zu Frankfurt an der Oder und wie er bei ſeiner Schweſter Hochzeit höflich war.

Dieſer Schwank erinnert an die unter Nr. 1 und Nr. 11 im Hauptteile gebrachten Erzählungen von Tölpeln, die jeden angerichteten Schaden in ihrer Verwirrung durch andere noch vermehren. — Der Student läßt zuerſt ein Stück von der ihm vorgelegten gebratenen Henne fallen und zerbricht beim Aufheben zwei auf dem Tiſche befindliche Gläſer mit rotem Wein. Als er ſich deshalb ſchämt und aus dem Saale gehen will, bleibt ihm beim Ueberſteigen der Bank der zu ſeiten der Tafel hinabhängende Teil des Tiſchtuches an den Sporen hängen. Er bemerkt nichts und reißt mit dem Tuche zugleich alle Teller, Schüſſeln, Gläſer, Becher, ſowie den Wein und die Speiſen herunter. Jetzt eilt er in noch größerer Verwirrung hinaus, das Tiſchtuch wie ein Fähnlein an die Sporen geheftet und verbirgt ſich in einem Winkel, wo er endlich das Tuch von ſeinen Schuhen löſt. Dann ſetzt er ſich raſch auf ſeinen Gaul und jagt wie ein gehetztes Wild davon. Die Hochzeitsgeſellſchaft konnte nun um ſo mehr lachen, als die Scham des Jünglings eben ſo groß, wie ſeine Ungeſchicklichkeit iſt.

Nr. 129. Von den jungen Ratsherren zu Rom, die alle ihre Väter totſchlugen, weil ſie allein regieren wollten. Die letzte Hiſtorie.

Von allen denen, die ihre alten Väter erſchlagen,

um die Herrſchaft allein ausüben zu können, läßt nur ein einziger aus übergroßer Kindesliebe ſeinen Vater am Leben. Nicht lange danach überzieht ein fremder König Rom mit Krieg und verſpricht nur dann die Belagerung aufzuheben, wenn die Römer zwei Rätſelfragen löſen, die er ihnen aufgeben will. Aber keiner von den jungen Ratsherren kann ſie löſen, nur der Alte, der im Hauſe ſeines Sohnes verborgen und dem dieſer in größter Verzweiflung die Fragen mitteilt. Der König iſt über die vermeintliche Weisheit der Jünglinge erſtaunt und zieht in ſein Land zurück. Die jungen Ratsherren müſſen indes von ihrem Kameraden, durch deſſen Scharfſinn und Erfahrung ſie nach ihrer Meinung gerettet wurden, zu ihrer Beſchämung jetzt vernehmen, daß es nicht er, ſondern ſein von ihm gegen ihren Befehl am Leben gelaſſener und verborgen gehaltener, alter Vater war, der ſie vor des fremden Königs Herrſchaft bewahrte.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	V
Von einem närrischen Bauernsohne	1
Der Türke in der Christenkirche	7
Wie ein Schulmeister das Agnus dei auslegt	10
Von einem sterbenden Bauern	11
Der durstige Nußbaum	14
Der ängstliche Flurwächter	16
Die kurze Fastenzeit	18
Ein Koch will ein Esel werden	21
Die Antwort eines Reiteroberſten	23
Ein Bauer gibt einem andern einen guten Rat	25
Von einem Manne, der Frauenarbeit leiſten wollte	27
Der wiedergefundene Esel	35
Wie einer ſeinen Schwiegerſohn tröſtet	38
Ein Pfarrer warnt vor allzu großem Vertrauen auf Gott	40
Das Eſelbein als Reliquie	42
Von einem Bürger, den ſein Pfarrer verklagte	44
Warum die Kinder der Edelleute häßlich und die Kinder der Bürger hübſch ſind	47
Ein Landsknecht teilt mit einem Mönch	50
Wie ein Pfarrer ſeinen Bauern predigte	52

Seite

Der Himmel der Landsknechte 54
Warum einer nicht in den Himmel wollte . . . 57
Ein Bauer glaubt nicht an die Dreifaltigkeit . . 59
Der tote Wolf 61
Von einem Schüler, der nach Paris ziehen wollte 64
Die Frau und ihr Esel 66
Von einer Goldschmiedin zu Augsburg und einem Edelmann 67
Von einem Bettelmönche, der Sankt Christoph lobte 71
Wie ein Bischof an einem Freitag Rebhühner aß 73
Vom Erzbischof, der vier Füße hatte 75
Die Hose des heiligen Franziskus 77
Der Geist von Denzlingen 80
Der Schneider im Himmel. 83
Von einem Sakristan, der sich über die Pfarrer beklagt 86
Der Ritt unter dem Eise 88
Von anderen Abenteuern eines Reiters 91
Hensel von Singen und sein Hund 94
Anhang 95

Deutsche Verlagsactiengesellschaft, Leipzig.

Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke. Mit literar-historischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Friedr. S. Krauss. Bisher sind erschienen:

Band I: **Auf uferloser See.** Drama in 4 Aufzügen von Branislav Gj. Nušić. Geheftet Mk. 1.50.

Band II: **Ein Geniestreich.** Volksstück in 5 Aufzügen oder 9 Bildern von M. Gj. Glišić. Mit echt serbischen Sang- und zigeunerischen Spielweisen von V. R. Gjorgjević. Geh. Mk. 1.50.

Band III: **Um hohen Preis!** Ein bürgerliches Trauerspiel von B. Gj. Nušić. Geheftet Mk. 1.50.

Band IV: **Der französisch-preußische Krieg. Ich gratuliere! Große Wahl schafft große Qual. Ein Liebesbrief.** Vier Lustspiele von Kosta Trifković. Geheftet Mk. 1.50.

Band V: **Die Blume von Cannossa. Mater Dolorosa.** Zwei Novellen von Vid. Vuletić Vukasović. Broschiert Mk. 1.—.

Band VI: **Liebe und Leben im Herzogland.** Elf Erzählungen von Svetozar Corović. Brosch. Mk. 1.—.

Sieben Millionen Menschen nennen sich Serben, an deren Dasein das Abendland bisher hauptsächlich durch politische Wirren und Verwicklungen und mitunter in Gelehrtenkreisen durch ein höchst altertümliches, reichgestaltiges Volkstum erinnert wurde. Nur sehr wenige Deutsche hatten, und zwar meist über den Umweg von Literaturgeschichten, eine nähere Kenntnis davon, daß sich die Serben seit ihrer Befreiung von der Türkenherrschaft bemühen in den abendländischen Kulturkreis einzutreten, indem sie sich den literarischen Bestrebungen der westlichen Völker anschließen. Aus diesen Absichten und Neigungen entsprang eine junge, kräftige Literaturbewegung analog der in Schweden, Norwegen und Finn-

land und die Kunstliteratur der Serben erklomm im Laufe der jüngsten Jahrzehnte eine Höhe, die nicht mehr unbeachtet bleiben darf. Diese neue Literatur weist eine stattliche Reihe, zumeist im serbischen Volkstum wurzelnder, sehr bedeutender geistiger Schöpfungen auf allen Gebieten literarischen Ringens auf, die man unbedenklich als Meisterwerke in ihrer Art ansprechen muß. Sogar auf dem Gebiete dramatischen Schaffens, das die feinsten Früchte einer Literatur zu zeitigen pflegt, haben die Serben namhafte Leistungen darzubieten.

Der bestens bekannte Erforscher südslavischer Volksüberlieferung und Literatur, Dr. Friedrich S. Krauss in Wien, unternahm es nun, die Meisterwerke der serbischen Literatur dem Abendlande zu vermitteln. Nach dem einhelligen Urteil sachverständiger serbischer Kritiker ersetzen seine mit literargeschichtlichen Einführungen eingeleiteten Verdeutschungen sachlich und künstlerisch vollkommen die Originale, und nach den Urteilen abendländischer Kritik bedeuten diese Werke eine erwünschte Bereicherung der deutschen Literatur.

Die ersten vier Bände enthalten sieben dramatische Werke, die wegen ihrer Eigenheit und poetischen Schönheit allgemeinen Beifall finden. Die folgenden Bände bringen erzählende Schriften der bedeutendsten serbischen Autoren.

Eduard Kulkes erzählende Schriften. Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss.

Bisher liegen vor:

Band I: Der Glasscherbentanz. Die Lichtanzünderin. Zwei Erzählungen von Eduard Kulke.

Band II: Eigene Haare. Heimweh. Zwei Erzählungen von Eduard Kulke.

Band III: Schnurrige Käuze. Kurze Erzählungen von Eduard Kulke.

Band IV: Ein Gang ins Narrenhaus. Das große Los. Zwei Erzählungen von Eduard Kulke.

Band V: Die Töpferscheibe. Anna. Zwei Erzählungen von Eduard Kulke.

Band VI: Ein Auferstandener. Ein Jahrmarkt. Im Himmel. Masel—tow. Kohns Vorrecht. Eine Notlüge. Erzählungen von Eduard Kulke.

Die ganze Sammlung wird voraussichtlich 12 Bände enthalten.

Preis eines jeden Bandes broschiert Mk. 2.—,
elegant gebunden Mk. 3.—.

Eduard Kulke war bei Lebzeiten nur einem engeren Kreise literarischer Feinschmecker als einer der Meister deutscher Novellistik bekannt, als einer der ersten Realisten die die Wahrheit erschauen und den Mut besitzen, sie poetisch, d. h. künstlerisch darzustellen.

Von Beruf Physiker, Aesthetiker und Musikkritiker, bewährte er sich noch weitaus mehr als moderner Erzähler von plastischer Kraft und von bezwingender Anmut.

Er hat das Frauenherz, die Güte und die Bosheit der Menschen ergründet. Er erfaßt die Typen, die dem Volke ein Gesicht verleihen, ist ein Seelenschilderer und gibt immer auch Handlungen, wie sie das stürmische Leben schafft.

Aus Kulkes Schriften lernt man vorzugsweise das Leben mährischer, böhmischer und niederösterreichischer Kleinstädter kennen, man begreift ihr Volkstum in Sitte, Brauch und Glauben und gewinnt einen vollen Einblick in die treibenden Kräfte, die den modernen wirtschaftlichen Aufschwung der Deutschen in Oesterreich bedingten. Kulkes Schriften sind voll Geist, Humor und Ironie, immer unterhaltlich und anregend. Er ist der Erzähler, der seinen Leser naturwissenschaftlich denken lehrt; denn die Geschichten sind gleichsam Lehrbeispiele für die Lehre von der gesetzmäßigen Entwickelung des menschlichen Geistes, sie sind der Ausdruck einer neuen Epoche deutscher Novellistik.

Durch den Eifer des Dr. Krauss gewinnt die deutsche Literatur einen Klassiker vollendeter Erzählungskunst, dessen Schriften einen bleibenden Wert besitzen.

Kulke und Krauß. Um holder Frauen Gunst! Ein Künstlerroman aus dem Rinascimento. Brosch. Mk. 4.—, elegant geb. Mk. 5.—.

Bulwer. Zanoni. Deutsch von Leo Norberg. Brosch. Mk. 4.—, elegant geb. Mk. 5.—.

Hector Berlioz, Leben und Werke.

Unter Benutzung bisher unbekannter Urkunden und neuester Forschungen nebst einer Bibliographie und einer Genealogie der Familie Hector Berlioz' seit dem 16. Jahrhundert von J. G. Prod'homme, Vorrede von Alfred Bruneau. Autorisierte Uebertragung aus dem Französischen, ausführliches Personen-, Sach- und Ortsregister, sowie Nachwort von Ludwig Frankenstein. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—

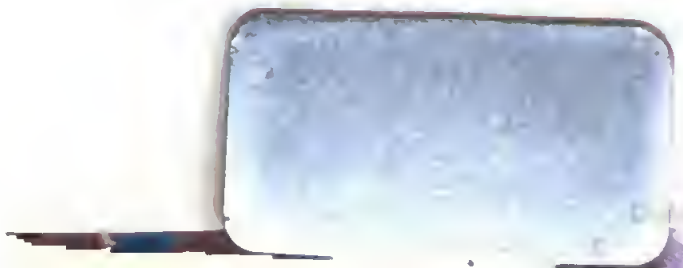
Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Von William Edward Hartpole Lecky. III. rechtm. Ausg. Brosch. Mk. 10.—, geb. Mk. 12,50.

Klassische Kunst, Hausschatz berühmter Meister alter und neuer Zeit. 25 Reproduktionen berühmter Gemälde aus dem Wiener k. k. Hofmuseum und dem Museum der Stadt Leipzig. 12 Hefte à Mk. 1.— oder komplett in eleganter Mappe Mk. 15.—.

Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

OCT 17 '55 H

APR 10 '58 H



Widener Library
3 2044 100 881 317